

Bayerns *Beste*

KULTUR // KUNST // WISSENSCHAFT

Ein Magazin von **aviso** und **E.ON Bayern**

Edition

03

Herausragende
Persönlichkeiten und
besondere Leistungen aus
allen Bereichen der bayerischen
Kultur, Kunst und Wissenschaft
stehen im Mittelpunkt von Bayerns
Beste, einer Sonderausgabe von **aviso**
und **E.ON Bayern**. **aviso**, Zeitschrift für
Wissenschaft und Kunst in Bayern, wird
vom Bayerischen Staatsministerium für
Wissenschaft, Forschung und Kunst
herausgegeben. **E.ON Bayern** hat den
Kulturpreis Bayern ins Leben geru-
fen, der profilierte Künstler und
exzellente Nachwuchswissen-
schaftler aus allen Regionen
des Landes fördert.



Rudolf Klaffenböck: Oktoberfest

Woher hat die Kunst ihre Kraft? Unsere Umwelt und unser Alltag werden immer hektischer. Viele Dinge ändern sich rasend schnell. Prozesse globalisieren sich. Zeit wird immer weniger und kostbarer. Für all diese Entwicklungen bieten Kunst und Kultur die richtige Medizin. Kunst und Kultur schaffen es mit unverminderter Kraft, Einhalt zu gebieten, Menschen in ihren Bann zu ziehen, Brücken zu bauen, zu verbinden und oftmals auch ein Stück Orientierung zu geben. Gut, dass es so etwas gibt.

Aber Kunst ist kein Automatismus. Ihre Kraft erhält sie durch Menschen, die sie schaffen, die sie pflegen, die sie neu interpretieren, und durch diejenigen, die sich mit ihr auseinandersetzen. Auf diese Weise bilden Kunst und Kultur einen Kreislauf. Es sind wahre Künstler, die mit ihren Impulsen diesen Kreislauf in Schwung bringen. Die kulturelle Schaffenskraft in allen Teilen Bayerns sorgt für eine große Vielfalt an Impulsen, die zu einem lebendigen, innovativen und bunten Kulturleben führen. In dieser Ausgabe dürfen wir Ihnen wieder zahlreiche Persönlichkeiten vorstellen, die der Kunst in besonderer Weise ihre Kraft geben und sich so in hohem Maße um das Bunte in Bayerns Kultur verdient machen.

Wo über Kultur gesprochen wird, darf die Wissenschaft nicht fehlen. Die Kultur Bayerns ist in hohem Maße von der Wissenschaft und zahlreichen großen Persönlichkeiten auf diesem Gebiet geprägt. Wissenschaft erfordert Kreativität. Und Wissenschaft wird auch in Zukunft immer ein Antrieb für kulturelle Entwicklungen sein – gerade in Bayern, wo es einen guten Nährboden für Talente gibt. In „Bayerns Beste“ stellen wir Ihnen junge Wissenschaftler vor, die zu den besten Nachwuchskräften ihres Fachs zählen.

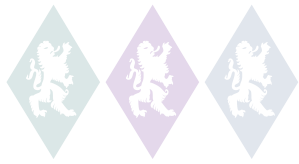
Die angesprochenen Leistungen in Kunst und Wissenschaft würdigen wir jedes Jahr mit unserem Kulturpreis Bayern. So wie Kunst und Kultur keine Angelegenheiten Einzelner sind, ist auch unser Kulturpreis keine Sache allein von E.ON Bayern. Dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst danken wir sehr herzlich für die partnerschaftliche Zusammenarbeit und den bayerischen Bezirken für deren tatkräftige Unterstützung.

Thomas Barth




Thomas Barth, Vorsitzender des
Vorstands der E.ON Bayern AG

„Die kulturelle Schaffenskraft in allen Teilen Bayerns sorgt für eine große Vielfalt an Impulsen, die zu einem lebendigen, innovativen und bunten Kulturleben führen.“



INHALT

06

AUF EIN WORT

Der Zeichner Peter Engel ist ein Freund von hintergründigen Wort-Bild-Spielereien. Persönliche Fragen beantwortet er gern mit spitzer Feder.



12

SALTO TEMPORALE

Der Uhrmachermeister Jan Münch konstruierte eine monumentale Gebäudeuhr und schrieb darüber seine Diplomarbeit.



16

FENSTER ZUR WELT

Jedes Jahr treffen sich Nobelpreisträger und Nachwuchswissenschaftler in Lindau. Dann steht die Stadt im Fokus des globalen Wissenschaftsnetzwerks.



22

ELITENETZWERK BAYERN

Fünf Stipendiaten des bayerischen Förderprogramms für begabte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler stellen sich und ihre Projekte vor.



24

MUT ZUM ANDERSSEIN

Seit Jahrzehnten gehört Cornelia Froboess zu den Stars der Münchner Theaterszene. Zur Zeit brilliert sie in gleich drei anspruchsvollen Charakterrollen.



32

AUF ZUM GRÜNEN HÜGEL

Bayreuth – eine ironische Liebeserklärung von Toni Schmid: über Musiker, den Gasthof „Goldener Löwe“ und oberfränkische Bratwürste.



IMPRESSUM

Herausgeber: E.ON Bayern AG in Zusammenarbeit mit aviso; verantwortl. Toni Schmid (aviso), Maximilian Zängl (E.ON Bayern AG), www.stmwfk.bayern.de/aviso; www.eon-bayern.com // **Redaktion:** Toni Schmid (aviso), Reiner Kolloch (E.ON Bayern AG), in Zusammenarbeit mit Dr. Eva Caspers, Harald Burghardt, Zahl + Zeichen Agentur für Corporate Communications – Trurnit Gruppe, München, www.trurnit.de // E-Mail Redaktion: Reiner.Kolloch@eon-bayern.com // Redaktionsschluss: 15. September 2010 // **Konzept, Art Direction:** Harald Burghardt // **Layout, Satz:** Zahl + Zeichen, Annett Both, Tino Nitschke (Umschlag, S.4/5, 48), Trurnit Gruppe // **Fotografie:** Ekkehard Winkler S. 6, S. 24–30, S. 31(1), S. 32–35, S. 36(5), S. 43–46, S. 49, S. 51–52, S. 53(2), S. 60–62 | Rudolf Klaffenböck S. 2, S. 42, S. 47 | Frank Peters



BRENNEN FÜRS THEATER

Arbeiten „aus dem Geist der Gemeinschaft“: Anne Maar, Leiterin des Fränkischen Theaters Schloss Maßbach, führt das Projekt ihrer Großeltern weiter.

38



DIE WIESN, EIN URBAYERISCHES PHÄNOMEN

Der Kabarettist Bruno Jonas entschlüsselt die Tiefenstruktur des Münchner Oktoberfests. Und erklärt, warum der Zuagroaste der Idealbayer ist.

42



KICK IN IRAN

Der Dokumentarfilm von Fatima Geza Abdollahyan widmet sich der außergewöhnlichen Karriere einer iranischen Sportlerin.

48



BAUMEISTER FÜR BAYERN

Die Bauten des Berliner Architekten Volker Staab in München, Nürnberg und Schweinfurt zeichnen sich durch Respekt für den urbanen Kontext aus.

54



DIE RENDITE DER KULTUR

Ein Gespräch mit dem Bayerischen Staatsminister Dr. Wolfgang Heubisch über Kreativität als Motor von Wissenschaft, Kultur und Wirtschaft.

60

In enger Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst verleiht die E.ON Bayern AG jährlich den Kulturpreis Bayern an sieben profilierte Künstler aus den bayerischen Regionen sowie an 32 exzellente Absolventen und Doktoranden der bayerischen Universitäten, Hochschulen für angewandte Wissenschaften und Kunsthochschulen. Das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst verleiht zusätzlich einen Sonderpreis.

PSST!

Der in Regensburg lebende Zeichner und Grafiker Peter Engel, Jahrgang 1969, wuchs in Coburg auf. Von 1991 bis 1995 studierte er an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg. Heute arbeitet der freischaffende Künstler auch als Illustrator von Kinderbüchern und vor allem als Bühnenbildner für verschiedene Theater, so zum Beispiel für das Oldenburgische Staatstheater. 2009 wurde Peter Engel mit dem Kulturpreis Bayern ausgezeichnet. In seinem Atelier stapeln sich die Blätter in zumeist kleinen Formaten, auf denen der Künstler die hintergründigen Einfälle seiner ungeheuer produktiven Bildfantasie festhält. Mit zarten, spröden Umrisslinien zeichnet Peter Engel menschliche Gestalten, Tiere, Gegenstände und sonderbare Mischwesen in rätselhaft-grotesken Konstellationen. Oft werden die Flächensegmente von getönten Papiergründen und sparsam aufgetragenen Farben in Weiß, Schwarz, Grau, Braun oder Rostrot als eigenständiges Gestaltungselement in die Kompositionen einbezogen. Kurze Kommentare, mit der Schreibmaschine getippt oder in krakeliger Schrift notiert, verstärken den Bildwitz der häufig zwischen düsterem Tiefsinn und lustigem Nonsens schillernden Formerfindungen. „Bayerns Beste“ hat dem introvertierten Künstler einige persönliche Fragen gestellt – die für ihn typischen Antworten können Sie auf den folgenden Seiten enträtseln.

Regensburg: Stadt des „lächelnden Engels“





Auf ein Wort, Herr Engel!

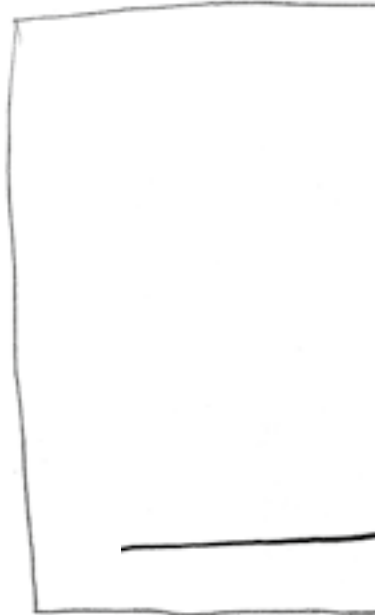
1 Herr Engel, Sie sind in Coburg aufgewachsen. Wie verbunden sind Sie noch mit Ihrer Heimatstadt?



2 Jetzt leben Sie in Regensburg. Was gefällt Ihnen an der Stadt und ihren Menschen?



4 Bedienen Sie sich manchmal auch privat der Zeichensprache?



3

Im Brotberuf sind Sie Bühnenbildner, im Nebenberuf Grafiker, Plakatemaler und Objektkünstler. Ihre Leidenschaft aber gilt dem Zeichnen. Was fasziniert Sie daran so?



5 Ihr Atelier ist voll mit Stapeln von Zeichnungen. Ist Zeichnen für Sie eine Alternative zur Sprache?



6

Was sind für Sie Urkräfte der Kommunikation?



8

Wann ist für Sie eine Konversation gelungen?



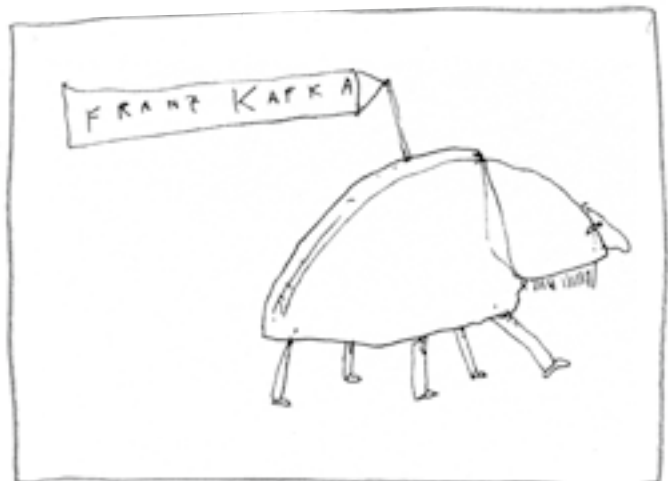
7

Ihre Zeichnungen sind gern klein und zwingen zum Herantreten und genauen Hinschauen. Liegt darin eine Botschaft an den Betrachter?



9

Wer sind Ihre großen Vorbilder?





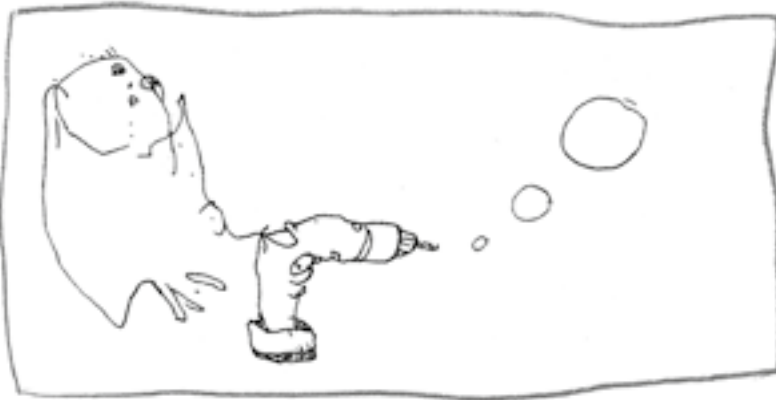
10

Wen fürchten Sie als größten Konkurrenten beim Zeichnen?



11

Wie ernst nehmen Sie sich selbst?



12

Würden Sie sich eher als Sinnsucher oder als Tüftler charakterisieren?



16

Sie haben in Ihrer noch jungen Künstlerkarriere bereits zahlreiche Preise erhalten. Was bedeuten Ihnen Auszeichnungen?



17

Was halten Sie von Herrenhandtaschen?

13

Lieben Sie eher das Schlichte, das Banale des Alltags oder mehr das Hintergründige, Rätselhafte?



14

Sind Sie selbst ein nachdenklicher Mensch oder lassen Sie Ihren Gedanken eher freien Lauf?



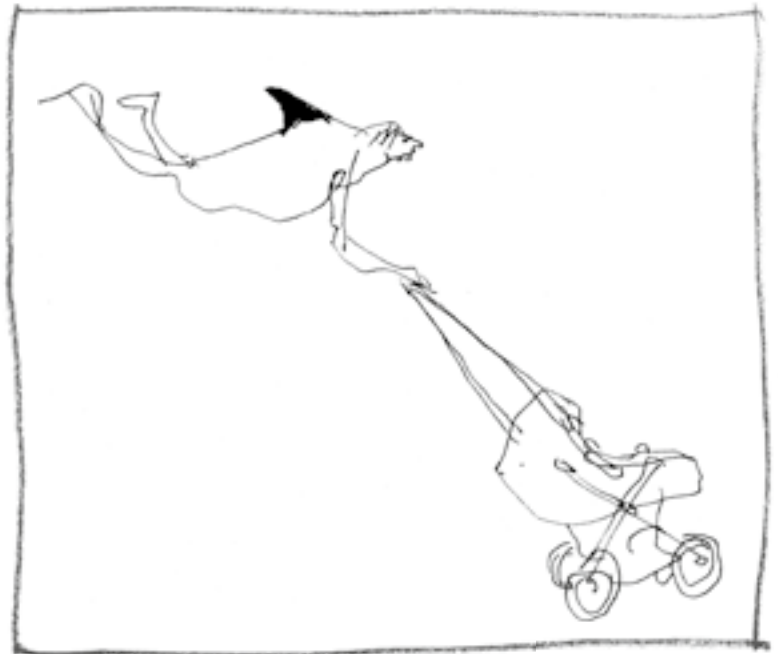
15

Flanieren Sie gerne durch Straßen oder Parks?



18

Wie möchten Sie in zehn Jahren leben?



HERZLICHE GRÜßE
VON DER OBERPFÄLZMETROPOLE
RAINSBROUN

lehr = 1

SALTO

Der Uhrmachermeister Jan Münch hat als Konstrukteur hochwertiger mechanischer Uhren seinen Traumberuf gefunden. Für seine Diplomarbeit zur Entwicklung einer monumentalen Gebäudeuhr erhielt er 2009 den Kulturpreis Bayern. Ein autobiografischer Bericht.



TEMPORALE

Als Schüler wollte ich nie etwas anderes als Uhrmacher werden. Die Reifeprüfung habe ich jedenfalls nur gemacht, weil sich der Direktor meiner Schule gegen den bereits geplanten vorzeitigen Abgang aussprach und meine Eltern auf den Abschluss bestanden. Nach dem Abitur begann ich meine Ausbildung bei der Großuhrenmanufaktur Erwin Sattler OHG in Gräfelfing. Während der Lehre habe ich mich, dank der Förderung durch meine Lehrmeister, vor allem mit der Konstruktion und Entwicklung mehrerer Großuhrwerke beschäftigt. Den größten Teil der theoretischen und praktischen Grundlagen hatte ich mir bereits während der Schulzeit autodidaktisch angeeignet. Um künftig allen Anforderungen als Uhrenkonstrukteur gerecht werden zu können, begann ich nach Abschluss der Lehre ein Studium der Feinwerk- und Mikrotechnik an der Fachhochschule München; nebenbei habe ich aber auch weiterhin Projekte bei der Firma Sattler betreut. Heute ist die Stadt München als Produktionsstätte feiner Uhrwerke kaum noch bekannt. Im 19. Jahrhundert

war das anders: Damals gelangte der hier angesiedelte feinmechanisch-optische Instrumentenbau zu internationaler Geltung. Die Qualität der ab 1802 am mathematisch-physikalischen Institut durch Reichenbach, Fraunhofer, Utzschneider und Liebherr entwickelten Geräte übertraf noch die der besten englischen und französischen. Auch auf dem Gebiet der elektrischen Uhr war die Residenzstadt München führend. Nachdem Alois Ramis bereits 1815 eine erste elektrische Einzeluhr vorgestellt hatte, schuf Carl-August von Steinheil neben bedeutenden astronomischen Instrumenten 1839 die erste elektrische Uhrenanlage, die es ermöglichte, von einer Hauptuhr eine beliebige Anzahl vernetzter Nebenuhren steuern zu lassen. Das Prinzip der Haupt- und Nebenuhren wird bis heute in öffentlichen Zeitdienstanlagen angewendet. Ab 1878 war Dr. Sigmund Riefler in München ansässig und erzielte maßgebliche Fortschritte im Präzisionspendeluhrenbau. Präzisionspendeluhren aus Münchner Produktion wurden an Sternwarten in aller Welt verkauft. Die Entwicklung gipfelte 1960 in der Herstel-



Der Turmuhrenfan Jan Münch absolvierte eine Uhrmacherlehre bei der Großuhrenmanufaktur Sattler in Gräfelfing.

„Eine 8,80 Meter hohe Präzisionspendeluhr, die nur wenige Sekunden pro Monat von der tatsächlichen Zeit abweicht, ist einzigartig auf der Welt. Zwar gibt es einige monumentale Gebäudeuhren, doch diese wurden eher nach künstlerischen als nach technischen Gesichtspunkten gestaltet und nicht nach dem Vorbild einer Präzisionsuhr konstruiert.“



„Monumentum temporis“ heißt die monumentale mechanische Präzisionspendeluhr, die die Fassade des Stammhauses der Großuhrenmanufaktur Erwin Sattler in Gräfelfing schmückt.



Das Pendel ist mit rund acht Metern Länge das größte Bauteil der Uhr und bestimmt wesentlich die Ganggenauigkeit der mechanischen Präzisionsuhr.



Das Gehäuse- und Zifferblatt-design der monumentalen Gebäudeuhr ist dem Erfolgsmodell der Firma Sattler, der Präzisionssekundenpendeluhr „Classica Secunda 1995“, nachempfunden.

lung der Riefler E-Uhr, der bis heute unübertroffen genauesten mechanischen Pendeluhr. Das mechanische Zeitnormal wurde zu diesem Zeitpunkt bereits zunehmend aus dem wissenschaftlichen Zeitdienst durch die Quarzuhren verdrängt. Die Firma Riefler stellte ihre Produktion im Jahr 1965 endgültig ein. Seit 1982 knüpft die Großuhrenmanufaktur Erwin Sattler an die langjährige Tradition an und fertigt den alten Stücken nachempfundene Modelle für Liebhaber mechanischer Uhren. 2006 beschloss die mittlerweile zum Marktführer im Präzisionspendeluhrenbau avancierte Firma, die Fassade ihres neuen Firmengebäudes mit einem repräsentativen Aushängeschild zu schmücken: einer mechanischen Gebäudeuhr in monumentalen Ausmaßen, die die Qualitäten der Firmenprodukte – Präzision, faszinierende Mechanik und Wertbeständigkeit – überzeugend sichtbar machen sollte. Als Fachhochschulstudent hatte ich das Glück, die schöne Aufgabe der Umsetzung dieses ehrgeizigen Fassadenuhr-Projekts übernehmen zu dürfen – und dieses Projekt auch zum Thema meiner Diplomarbeit machen zu können. Für die Abfassung des theoretischen Teils dieser Arbeit habe ich damals über sechzig Bücher gelesen; es war eine interessante Zeit, in der ich sehr viel gelernt habe.

Seit zwei Jahren arbeite ich nun als Entwicklungsingenieur bei einer Schweizer Firma, die auf die Entwicklung und Anfertigung hoch- und höchstkomplizierter mechanischer Armbanduhren spezialisiert ist. In meinem Wohn- und Arbeitsort Le Locle trifft sich das Who is Who der Uhrenindustrie. Nahezu jeder, den man auf der Straße oder nach der Arbeit trifft, hat mit Uhren zu tun und redet darüber – dieses kreative Milieu ist unglaublich befruchtend. Wenn ich abends nach Hause komme, habe ich oft schon wieder neue Ideen für schöne Konstruktionen, die man realisieren könnte. Ob es ein Uhrmacher-Gen gibt? Das hat noch niemand gefunden. Doch man hört oft aus der Branche, dass sich bei Spezialisten, die sich ernsthaft mit der Herstellung von Uhren beschäftigen, das Interesse sehr früh bemerkbar gemacht hat. So war das auch bei mir. Schon als kleiner Junge war ich von technischen Gerätschaften fasziniert. Als Vierjähriger habe ich zum Beispiel stundenlang die Kuckucksuhr der Nachbarn bestaunt. Beim Museumsbesuch mit der Familie auf der Veste Co-

burg war es die herrliche Turmuhrensammlung, die mich magisch angezogen hat. Alle Uhren liefen, und ich fand es als Kind unglaublich spannend, diese Wunderwerke zu beobachten und allmählich zu begreifen, wie so ein Uhrenmechanismus funktioniert. Bald wollte ich mehr darüber wissen und auch so eine Uhr besitzen. Als Neunjähriger gelang es mir mit Unterstützung meiner Eltern, ein nur fragmentarisch erhaltenes schmiedeeisernes Turmuhrwerk aufzukaufen, das verschrottet werden sollte. Mit der Instandsetzung dieser Uhr habe ich mich dann während meiner Schulzeit jahrelang beschäftigt. Alle notwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten musste ich mir aus Fachbüchern mühsam zusammensuchen – es ist ja gar nicht so leicht, Literatur über die Konstruktion eines alten schmiedeeisernen Turmuhrwerks aufzutreiben. Die fehlenden Teile habe ich als Vierzehnjähriger in der Werkstatt eines sehr tüchtigen Schweinfurter Werkzeugmachers selbstständig schmieden, fräsen und feilen dürfen. 1997 war das Uhrwerk fertig und funktionierte. Die Turmuhr steht noch heute bei mir zu Hause; sie läuft zuverlässig, erfreut mich und erinnert mich daran, dass ich als Sechzehnjähriger unbedingt in den Schwarzwald auf die Deutsche Uhrmacherschule nach Furtwangen gehen wollte. Zu meiner großen Enttäuschung haben mir das meine Eltern damals nicht erlaubt – den Rest der Geschichte und ihren glücklichen Ausgang kennen Sie ja bereits.

Jan Münch

ist 1980 in Schweinfurt geboren. Nach seinem Abitur absolvierte er von 2001 bis 2004 eine Uhrmacherlehre bei der Großuhrenmanufaktur Erwin Sattler OHG in Gräfelfing. 2005 absolvierte er die Meisterprüfung im Uhrmacherhandwerk mit Auszeichnung. Von 2004 bis 2009 studierte er Feinwerk- und Mikrotechnik, Fachrichtung Feingerätebau an der FH München. Seit November 2008 arbeitet er als Ingenieur in der Entwicklungsabteilung der Firma Audemars Piguet (Renaud Et Papi) SA in Le Locle, Schweiz.



Das 60. Nobelpreisträgertreffen in Lindau fand vom 27. Juni bis zum 2. Juli 2010 statt. 59 Laureaten der Fachrichtungen Medizin, Chemie und Physik sowie mehr als 650 junge Forscher kamen zur sechstägigen Tagung an den Bodensee.



Jedes Jahr
treffen sich Nobel-
preisträger und junge
Nachwuchswissenschaftler
in Lindau. Dann steht die
Stadt im Fokus des globa-
len Wissenschafts-
netzwerks.

ZUR WELT



Es gibt wohl kaum einen Ort in der Welt, an dem so viele Nobelpreisträger gleichzeitig anzutreffen sind, wie jährlich in Lindau.

N

OBEL LAUREATES

Es ist 7.00 Uhr, ein strahlender Sommermorgen. Der Tag verspricht heiß zu werden. In den Hafen von Lindau ist die „Sonnenkönigin“, das größte und luxuriöseste Passagierschiff auf dem Bodensee, eingelaufen. An der Anlegestelle stehen bereits viele junge Leute Schlange, um an Bord zu gehen. Wohin man auch blickt: bunte T-Shirts, kurze Röcke und Hosen, Baseballkappen und Badelatschen – die legerere Kleidung gibt der Menschenmenge einen touristischen Anstrich. Doch ist es für Freizeitaktivitäten nicht noch ein wenig zu früh? Eine latente Spannung scheint in der Luft zu liegen; die Wartenden wirken diszipliniert und konzentriert. Wer sich unterhält, spricht englisch – und folgt damit den Kommunikationsregeln, die jeder in dieser internationalen Gruppe ganz selbstverständlich beachtet. Wir haben keine Touristen vor uns, sondern Studenten und Nachwuchswissenschaftler aus aller Welt, die zur 60. Nobelpreisträgertagung nach Lindau gekommen sind. Gut gelaunt und gesprächig erobern sich die Passagiere ihre Plätze an Bord; manche der jungen Frauen und Männer wirken vielleicht ein wenig müde nach den vielen wissenschaftlichen Vorträgen, Diskussionen, Abendveranstaltungen und Gesprächen, die an den vergangenen vier Tagen stattgefunden haben. Am 2. Juli 2010, dem letzten Tag der diesjährigen Tagung, steht der traditionelle Bootsausflug zur Insel Mainau auf dem Programm. Auf der Insel wird eine Podiumsdiskussion mit den Nobelpreisträgern Yuan Tseh Lee und Carlos Rubbia sowie weiteren Experten zum Thema „Energie und Nachhaltigkeit“ stattfinden. Außerdem können die Tagungsteilnehmer die Ausstellung „Entdeckungen 2010: Energie“ besichtigen, die Forschungsansätze und -fortschritte zu nachhaltigen Methoden der Energiegewinnung im 21. Jahrhundert vorstellt. Um 8.00 Uhr legt die „Sonnenkönigin“ in Bad Schachen an. Hier warten prominente Gäste darauf, mitgenommen zu werden: Es sind die Nobelpreisträger und -trägerinnen mit ihren Ehepartnern sowie wichtige Gastgeber und Organisatoren der Tagung. Unter den High Potentials befinden sich viele Vertreter der Generation 60 plus: Herren in legerer Kleidung und Damen in eleganter Sommergarderobe, perfekt ausgestattet mit schicken Strohhüten und Kappen. Auf dem Schiff wollen die neu

zugestiegenen Passagiere jedoch nicht lange unter sich bleiben. Nach einer Kaffeepause mischen sich die Laureaten unter die jungen Leute; nur weil ihre Namensschilder türkise Bänder haben – im Kontrast zu denen der anderen Tagungsteilnehmer – kann man sie inmitten von größeren Gruppen identifizieren. Nun haben die Nachwuchswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen noch einmal – wie bereits in den Tagen zuvor – ausgiebig Gelegenheit, mit den berühmten Physikern, Chemikern und Medizinern ins Gespräch zu kommen. Und wer in dieser Hinsicht bereits zur Genüge auf seine Kosten gekommen ist, schaut vielleicht dabei zu, wie der Nobelpreisträger Arno Penzias mit einer Gruppe amerikanischer Studenten auf dem Sonnendeck einige Partien Lebensschach spielt – auch dies ein Beispiel für die kreativen Impulse einer lebendigen Gemeinschaft von Lehrenden und Studierenden. 59 Laureaten sowie 650 Studenten und Nachwuchsforscher aus 70 Ländern sind zur 60. Nobelpreisträgertragung gekommen. Zum dritten Mal seit 2000 findet ein länder- und generationenübergreifendes Treffen von Physikern, Chemikern, Medizinern und Biologen statt. Dass die Nobelpreisträger mit großer Ernsthaftigkeit auf die Fragen junger Wissenschaftler eingehen und dabei nicht nur als herausragende Forscher, sondern auch als inspirierende Lehrer zu erleben sind, begründet die besondere Anziehungskraft, die die Lindauer Veranstaltung seit vielen Jahren in der globalen Wissenschaftsszene besitzt. Die Struktur des Tagungsprogramms hat sich bewährt: In Vorträgen und Podiumsdiskussionen, die an vier Tagungsvormittagen angeboten werden, haben die Laureaten Gelegenheit, einen Überblick über den Stand der Forschung in ihrem Spezialgebiet zu geben. Doch über neueste Erkenntnisse zu informieren, ist nicht unbedingt das Hauptziel der Tagung. Es steht den Nobelpreisträgern daher auch frei, sich zu anderen Forschungsthemen zu äußern oder über eigene Erfahrungen, Sorgen und Hoffnungen als Wissenschaftler zu sprechen. Ausdrücklich erwünscht ist die fachübergreifende Auseinandersetzung mit globalen Fragen. Die Ernährung der Weltbevölkerung, die Versorgung der Menschheit mit Energie und sauberem Wasser, die Bekämpfung von Krankheiten und die Begrenzung der Erderwärmung – als dies sind Themen,



Mit Unterstützung durch die gräfliche Familie Bernadotte findet die Abschlussveranstaltung der Nobelpreisträgertagung jedes Jahr auf der Insel Mainau statt.

die in Lindau mit besonderer Intensität behandelt und dabei nicht nur aus einer naturwissenschaftlichen Perspektive, sondern auch unter Einbeziehung politökonomischer, sozialer und ethischer Aspekte beleuchtet werden.

Ausbilden, inspirieren, verbinden – diesen Zielen der Nobelpreisträgertagung dienen auch die Seminare und Diskussionen, die an vier Tagungsnachmittagen stattfinden. In diesen für die Presse nicht zugänglichen Veranstaltungen haben die jungen Zuhörer aus aller Welt Gelegenheit, sich freimütig zu den vorgetragenen Theorien zu äußern, ihre Fragen zu stellen und Einwände zu formulieren. Dank eines aufwendigen Auswahlverfahrens sei die Qualifikation und Motivation der Nachwuchswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen, die aus vielen Ländern nach Lindau kommen, mittlerweile außerordentlich hoch, erläutert Klaus von Klitzing, Träger des Nobelpreises für Physik. Vor allem im asiatischen Raum genieße der Nobelpreis große Anerkennung. In China gab es 20.000 Bewerbungen auf 36 Plätze, in Indien konkurrierten 18.000 Bewerber um 32 Plätze. „Die Studenten sind hervorragend vorbereitet, ehrgeizig und begeisterungsfähig. Sie wollen nicht verwöhnt, sondern gefordert werden. Und sie wollen arbeiten – manche haben fast ein schlechtes Gewissen, ihre eigene Forschung für ein paar Tage zu vernachlässigen. Man spürt die starke Energie der jungen Leute – deshalb sind die Diskussionen sehr anregend für alle Beteiligten.“ Zu den 170 Nachwuchswissenschaftlern und -wissenschaftlerinnen aus Deutsch-

land, die an der 60. Nobelpreisträgertagung teilnehmen, gehören auch 14 Stipendiaten des Elitenetzwerks Bayern, einer Einrichtung des Landes Bayern zur Förderung von besonders leistungsstarken Studenten, Doktoranden und jungen Forschern. Von der Aufgeschlossenheit der berühmten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen zeigen sich die Stipendiaten begeistert. „Meine Erwartungen an den interdisziplinären und interkulturellen Wissensaustausch wurden bei weitem übertroffen,“ resümiert zum Beispiel die Medizinerin Anne-Katrin Pröbstel. „Es gab häufig Gelegenheit, sich in ungezwungener Atmosphäre mit Wissenschaftlern aus aller Welt austauschen. Und es war beeindruckend, wie sehr sich die Nobelpreisträger für uns Studenten und für unsere Arbeit interessiert haben. Torsten Wiesel hat zum Beispiel in einer Gesprächsrunde jeden Teilnehmer nach seiner Forschungsarbeit befragt und ihm Tipps gegeben.“ Rosa Castañé-Selga, Doktorandin am Lehrstuhl für Regelungstechnik der Technischen Universität München, schwärmt vor allem von der Begegnung mit einer Nobelpreisträgerin: „Ich bin Ingenieurin und hatte bisher kaum Kontakt zu Wissenschaftlern, die auf dem Gebiet der Physik, der Chemie und der Medizin forschen. Durch die Begegnung mit den Teilnehmern dieses Treffens habe ich sehr viel gelernt. Besonders eindrucksvoll fand ich Françoise Barré-Sinoussi, die das HI-Virus entdeckt hat. Sie ist eine unglaublich inspirierende Wissenschaftlerin. Ich bin aus einer Diskussionsveranstaltung mit ihr herausgegangen und habe mir gesagt: Menschen zu heilen – das ist etwas Großartiges. Das würde ich auch gerne tun.“



Jedes Jahr bietet das Nobelpreisträger-treffen in Lindau jungen Wissenschaftlern aus aller Welt Gelegenheit zum Dialog mit berühmten Vordenkern ihres Faches. Unter den Laureaten, die 2010 an der Tagung teilnahmen, waren auch der Atmosphärenforscher Paul Crutzen (Bild oben links) und der Physiker Klaus von Klitzing (Bild oben Mitte).

Marcin Leszczynski, Doktorand an der Graduate School of Systemic Neurosciences GSN an der Ludwig-Maximilians-Universität München, konnte ein Thema zur Sprache bringen, das ihm besonders am Herzen liegt: „Ich glaube, es ist eines der wichtigsten Dinge in der Wissenschaft, die richtigen Fragen zu stellen. Man kann sich sonst leicht in nebensächlichen und auch in unbeantwortbaren Fragen verlieren. Da Nobelpreisträger zu den erfolgreichsten Wissenschaftlern gehören, wollte ich von ihnen gerne erfahren, wie man in der Wissenschaft die richtigen Fragen stellt. In einer Diskussion mit Torsten Wiesel hatte ich Gelegenheit, mein Problem zu erläutern. Er hat mir folgende Antwort gegeben: Wir sollten immer versuchen, bei unserer Forschung eine globale Perspektive im Auge zu haben. Und wir sollten uns von unserem wissenschaftlichen Interesse leiten lassen. Wenn wir uns bei unserer Forschung zu langweilen beginnen, ist dies ein Zeichen dafür, dass wir uns mit unwichtigen Fragen beschäftigen.“ Welche Erkenntnisse und bleibenden Erinnerungen nehmen die 650 Nachwuchswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen von der 60. Nobelpreisträgertagung mit nach Hause? Die Untersuchung dieser Frage wäre ein eigenes Forschungsprojekt. Doch eine Antwort dürfte feststehen: Jeder der Teilnehmer hat kluge und engagierte Menschen aus aller Welt kennen gelernt und wichtige Kontakte geknüpft, die ihm bei seiner Forschungsarbeit und -planung künftig von Nutzen sein können.

Elitenetzwerk Bayern

Das Elitenetzwerk Bayern ist eine Initiative des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst zur Förderung von besonders motivierten und leistungsfähigen Studierenden, Doktoranden und Postgraduierten. Das bundesweit einmalige Konzept, das begabten jungen Menschen aus Deutschland und aus dem Ausland eine akademische Spitzenausbildung mit intensiver Betreuung sowie Forschungs- und Praxisnähe an den neun bayerischen Universitäten ermöglicht, umfasst vier aufeinander abgestimmte Förderprogramme: Elitestudiengänge, Doktorandenkollegs, Max Weber-Programm und Forschungsstipendien. Im Rahmen des Bayerischen Abends, den das Elitenetzwerk Bayern für die Teilnehmer des 60. Nobelpreisträgertreffens in Lindau ausrichtete, präsentierten Anne-Katrin Pröbstel, Rosa Castañé-Selga und Franz Hagn in kurzen Vorträgen die eigenen Forschungsprojekte. Beim bayerischen Buffet hatten die Stipendiaten des Elitenetzwerks anschließend Gelegenheit zur vertiefenden wissenschaftlichen Diskussion mit interessierten Gesprächspartnern.

Vierzehn Stipendiaten des Elitenetzwerks Bayern nahmen am 60. Nobelpreisträgertreffen in Lindau teil. „Bayerns Beste“ sprach mit fünf der jungen Forscher und Forscherinnen über ihre Wünsche und Projekte.

Rosa Castañé-Selga, 26, geb. in Santa Eulàlia de Puig-oriol/Spanien

Ingenieurin, Doktorandin am Lehrstuhl für Regelungstechnik der Technischen Universität München. **Berufsziel?** Eine verantwortungsvolle Position, die mir Gestaltungsmöglichkeiten und Raum für Kreativität bietet. **Mein größter Wunsch?** Im Beruf möchte ich etwas bewegen und dabei immer frei und mit gutem Gewissen entscheiden können. **Meine Vorbilder?** Leonardo da Vinci und Marie Curie. **An welchem Projekt arbeiten Sie?** Bei der numerischen Simulation von komplexen Systemen in vielen Bereichen, wie zum Beispiel Medizin, Chemie, Biologie oder Technologie, entstehen heute mathematische Modelle mit einer Vielzahl von Gleichungen, deren weitere Verwendung sehr schwierig ist. In meinem Projekt arbeite ich an Methoden und Verfahren, um die Größe dieser Modelle beziehungsweise die Anzahl der notwendigen Gleichungen zu reduzieren, ohne dass die wichtigen Eigenschaften der beschriebenen Systeme verloren gehen. In meinem Projekt werden Verfahren und Methoden entwickelt, die die Simulation, den Entwurf, die Optimierung und die Regelung komplexer Systeme erheblich erleichtern. Eine Computersimulation, die auf den besten Rechnern heute einige Tage dauert, kann dann in wenigen Minuten durchgeführt werden.



Marcin Leszczynski, 28, geb. in Posen/Polen

Doktorand an der Graduate School of Systemic Neurosciences GSN, Ludwig-Maximilians-Universität München. **Berufsziel?** Als Wissenschaftler in verschiedenen Ländern und Laboren forschen. **Mein größter Wunsch?** Mein Leben und meine Forschungstätigkeit zu genießen. **Meine Vorbilder?** Keine. Ich versuche, in allem, was ich tue, so gut zu sein wie ich kann. **An welchem Projekt arbeiten Sie?** Ich arbeite auf dem Gebiet der Neurowissenschaft. Unter Anwendung elektrophysiologischer Methoden untersuche ich die Neurodynamik bei Gedächtnisvorgängen. Mein Projekt zielt auf die Erforschung neuronaler Mechanismen, die einfachen Vorgängen des visuellen Gedächtnisses zugrunde liegen. Das Gedächtnis gehört zu unseren ganz wichtigen Fähigkeiten. In unserem Leben verlassen wir uns in vielfacher Hinsicht auf unser Erinnerungsvermögen. Das Gedächtnis hilft uns nicht nur zu wissen, was wir gestern getan haben, sondern es unterstützt uns auch dabei, unsere begrenzten Wahrnehmungskapazitäten sinnvoll zu nutzen. Alterserkrankungen haben in hohem Maße mit dem Verlust des Gedächtnisses zu tun. So könnte eine umfassende Erklärung von Gedächtnisvorgängen helfen, bessere diagnostische Verfahren und Behandlungsmöglichkeiten für solchen Erkrankungen zu finden.





Anne-Katrin Pröbstel, 24, geb. in Gießen

*Humanmedizin, Promotionsstudium Systembiologische Medizin, Doktorandin am Max-Planck-Institut für Neurobiologie, Abt. Neuroimmunologie, Martinsried bei München. **Berufsziel?** Medizinerin in einer Universitätsklinik in Deutschland im Fach Neurologie. **Mein größter Wunsch?** Eine gesunde Balance zu finden zwischen klinischer Arbeit, Forschung und Familie. **Meine Vorbilder?** Marie Curie. **An welchem Projekt arbeiten Sie?** Ich beschäftige mich in meinem Promotionsprojekt mit Autoantikörpern in kindlichen entzündlichen, demyelinisierenden Erkrankungen des zentralen Nervensystems. Hierbei stehen zwei Erkrankungen im Mittelpunkt: die kindliche Multiple Sklerose (MS), eine chronische Erkrankung, sowie die akute disseminierte Enzephalomyelitis (ADEM), eine akute, monophasische Erkrankung, bei der die Patienten keine weiteren Krankheitsschübe mehr bekommen. Wir konnten zeigen, dass Autoantikörper gegen ein Myelinprotein im Gehirn (Myelin Oligodendrozyten Glykoprotein, MOG) eine Rolle in einem Teil der Patienten mit kindlichen demyelinisierenden Erkrankungen spielen. Darüber hinaus konnten wir zeigen, dass die Antikörper bei der kindlichen MS persistieren, wohingegen sie bei den ADEM-Patienten verschwinden. Unsere Arbeiten zu MOG-Autoantikörpern bei Kindern tragen zum einen zum besseren Verständnis der Krankheitsentstehung bei und sie haben zum anderen sowohl mögliche diagnostische als auch therapeutische Konsequenzen.*



Michael Bscheider, 27, geb. in München

*Medizin, Doktorand in der Klinischen Pharmakologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. **Berufsziel?** Mediziner in einem Krankenhaus, das die Verbindung von Forschung in der Hämatologie mit klinischer Arbeit ermöglicht. **Mein größter Wunsch?** Mich auf jeden einzelnen Tag freuen zu können. **Meine Vorbilder?** Charles Darwin. **An welchem Projekt arbeiten Sie?** Ich beschäftige mich mit dem Immunsystem: Wenn Mikroorganismen (Bakterien, Pilze, Viren) in den Körper eindringen, werden sie von spezialisierten Zellen des Immunsystems erkannt. Diese benutzen dafür Rezeptoren, die bestimmte Bestandteile der Eindringlinge erkennen und daraufhin eine Entzündungsreaktion auslösen – was weitere komplexe und sehr potente Mechanismen des Immunsystems reguliert und steuert. In meiner Dissertation arbeite ich daran, die molekularen Abläufe zwischen der Erkennung der Pathogene und dem Signal für die Entzündungsreaktion genauer aufzuklären.*



Franz Hagn, 32, geb. in Bruckmühl bei Rosenheim

*Biochemie, Promotion, Post Doc an der Technischen Universität München. **Berufsziel?** Professor an einer Hochschule oder Wissenschaftler in der Forschungsabteilung eines pharmazeutischen Unternehmens. **Mein größter Wunsch?** Ein interessanter Beruf, auf den man sich täglich freut, aber auch eine Familie. **Meine Vorbilder?** Ich suche mir meine Vorbilder meist aus dem direkten Umfeld. **An welchem Projekt arbeiten Sie?** An der TU München habe ich an der Struktur und Funktion von Spinnenseiden Proteinen gearbeitet, um zu verstehen, wie aus diesen Proteinen ein so faszinierendes Material entstehen kann. Die Forschung an Spinnenseiden Proteinen hat das Ziel, sehr stabile Fasern, die reißfester als Stahl, aber um ein Vielfaches leichter sind, in großem Maßstab herstellen zu können. Aktuell beginne ich an der Harvard Medical School in Boston ein neues Forschungsprojekt. Es beschäftigt sich mit der Strukturbestimmung von Proteinen, die wichtige pharmakologische Bedeutung haben und an die sehr viele Medikamente, wie zum Beispiel Betablocker, binden.*



MUT ZUM ANDERS- SEIN

Sie liebt die Schauspielerei, weil sie die Menschen liebt. Seit über vierzig Jahren zeigt Cornelia Froboess mit ihrer Interpretation weiblicher Charakterrollen, wie stark und wie verletzbar die menschliche Seele ist.



Kulisse für das Theaterstück „Leichtes Spiel“ von Botho Strauß.

C

ornelia Froboess gehört zu den großen Schauspielerinnen des deutschen Theaters. Die Bühne kennt sie seit ihrer Kindheit. Bereits 1951 stand sie zum ersten Mal im Rampenlicht der Öffentlichkeit – als munteres Gesangssternchen, das sich im Laufe des folgenden Jahrzehnts zur jugendlichen Schlagersängerin und zum erfolgreichen Musikfilmstar mauserte. Die Karriere des Teenageridols entsprach den Träumen der Menschen, die sich in den Nachkriegsjahren nach einer harmonischen, frohen Welt sehnten. Doch die zwanzigjährige Cornelia Froboess emanzipierte sich, wandte sich vom vordergründigen Glamour der Showwelt ab und ging zum Theater. Als vielseitige Schauspielerin wird Cornelia Froboess heute auch und gerade für ihre Darstellung problematischer, gebrochener Charaktere bewundert, die den Zuschauern die Schattenseiten des Lebens und vielleicht auch der eigenen Persönlichkeit vor Augen führen. Mit ihrer Interpretationskunst spricht sie Verstand und Herz der Theaterfreunde an – und verhilft dem Publikum durch ihren sensiblen Umgang mit der deutschen Sprache, durch ihr Verständnis für die oft misslingenden Drahtseilakte der menschlichen Psyche und ihren Sinn für Tragikomisches immer wieder zu Einsichten, die befreiend wirken. In München wurde Cornelia Froboess von der Kritik bereits 1971 als hochbegabte Theaterschauspielerin entdeckt. Damals spielte sie im Deutschen Theater die Eve in Heinrich von Kleists Komödie „Der zerbrochene Krug“ – ein junges Mädchen im Zwiespalt der Gefühle. 1972 erhielt sie ein Engagement an den Münchner Kammerspielen und beeindruckte in der Aufführung von Anton Tschechows Stück „Onkel Wanja“ in der Rolle der unscheinbaren, unglücklich liebenden Sonja neben so berühmten Schauspielern wie Therese Giehse und Martin Benrath.

Als Ensemblemitglied der Münchner Kammerspiele verkörperte sie in den folgenden zwei Jahrzehnten auf der Bühne viele großartige Frauenfiguren – sowohl in Klassikeraufführungen als auch in Inszenierungen von zeitgenössischen Theaterstücken. 2001 folgte sie dem Intendanten Dieter Dorn ans Bayerische Staatsschauspiel, wo sie die Mutter Courage und andere markante Charaktere spielte. Auf der Bühne des Residenztheaters kann die mit vielen Preisen ausgezeichnete Schauspielerin in der Spielzeit 2010/2011 in drei ganz unterschiedlichen Rollen ihre große Lebens- und Bühnenerfahrung unter Beweis stellen. In Thomas Bernhards Theaterstück „Am Ziel“ agiert sie als cognacsüchtige Industriellenwitwe, tyrannische Mutter und scharfzüngige Theatergängerin. Im neuesten Stück von Botho Strauß „Leichtes Spiel“ steht sie als „Spätes Mädchen“ auf der Bühne – als alternde „Katharina“, die ihre Erinnerungen und Träume in einem halbstündigen Monolog zu einer furiosen Lebens- und Weltklage steigert. Und schließlich spielt Cornelia Froboess in der Aufführung von Harold Pinters schwarzer Komödie „Die Geburtstagsfeier“ die töricht-fürsorgliche Pensionswirtin Meg – eine Frau, die auch in einer von undurchschaubaren Vorgängen bedroh-

ten Welt ihre Würde zu bewahren versteht. Für unseren Interview- und Fototermin haben wir uns mit Cornelia Froboess mittags im Residenztheater verabredet. Abends wird sie in der Aufführung des jüngsten Theaterstücks von Botho Strauß das „Späte Mädchen“ spielen. Es ist eine Rolle, in der sie eine halbe Stunde lang ganz allein auf einer ausgesetzten, schmalen Bühne agieren und das Publikum fesseln muss. Auf diesen physischen und mentalen Kraftakt muss sich die kleine, zierliche Schauspielerin immer „wie eine Leistungssportlerin“ vorbereiten. Und das heißt vor allem: zur rechten Zeit eine leichte Mahlzeit und einen Kaffee zu sich nehmen. Im Straßenrestaurant erleben wir Cornelia Froboess als eine Gesprächspartnerin, die sich völlig natürlich und offen gibt – und als eine Prominente ohne Allüren, die klaglos und nur ein ganz bisschen indigniert ihre Zigarette ausdrückt, als sich eine junge Frau beim unerkannten Star beschwert. Cornelia Froboess berichtet uns von den Dreharbeiten für zwei Filme – für das von ihr sehr geschätzte Projekt der Regisseurin Margarete von Trotta „Die Schwester“ und für den gerade zu Ende gedrehten Fernsehfilm „Eine halbe Ewigkeit“. Und dann reden wir über die Heimat ihrer Kindheit, die Stadt Berlin, die sie nach wie vor gerne besucht, und über ihre Bindung an Bayern, wo sie sich seit langem zu Hause fühlt.

Seit 43 Jahren wohnt Cornelia Froboess zusammen mit ihrem aus Österreich stammenden Mann, dem Theaterregisseur und Intendanten Hellmuth Matiasek, auf einem Gutshof im idyllischen Inntal. Hier auf dem Land, im dörflichen Umfeld, sind ihre beiden Kinder aufgewachsen, die daher das Bairische so perfekt beherrschen, dass ihre Mutter im Ernstfall kein Wort versteht. Die Entscheidung für ihr ländliches Domizil sei damals „nicht so sehr auf ihrem Mist“ gewachsen, denn sie sei ja nun einmal eher ein Stadtkind gewesen, „doch was macht man, wenn man verliebt ist?“ Heute sei sie sehr froh, morgens nicht in der Großstadt München aufwachen zu müssen: „Wenn ich den Duft frisch gemähter Wiesen rieche, geht es mir gut.“ Als „Zugereiste“ habe sie sich in Bayern von Anfang an freundlich aufgenommen gefühlt – und ohnehin entdecke sie zwischen den Bayern und Berlinern nicht nur Unterschiede, sondern auch einige Gemeinsamkeiten. Die findet Cornelia Froboess zum Beispiel in einer gewissen Maulfaulheit, die sie – auf Bairisch und auf Berlinerisch – sehr lustig vorspielen kann. Ähnlich seien sich die Charaktere auch in ihrer schnoddrigen Larmoyanz beziehungsweise ihrem Grantlerium, in dem ja häufig sehr viel Herzlichkeit stecke. Cornelia Froboess hat den Zeitablauf des Nachmittags genau unter Kontrolle. Wir folgen ihr in ihre Garderobe, wo sie sich rechtzeitig – um noch für unseren Fotografen posieren zu können – von der Maskenbildnerin für ihre Rolle als „Spätes Mädchen“ herrichten lässt. Als Erstes verschwindet ihre prächtige graue Mähne unter einer blonden Lockenperücke, auf der eine große rote Schleife befestigt wird. Während sie sich schminkt und dann konzentriert die verschiedenen Teile ihres ganz in Rot gehaltenes Ballerinakostüm überstreift, verwandelt sie sich allmählich in eine alternde Diva – mit bemerkenswert jugendlich-sportlicher Figur. Doch diese Verwandlung vollzieht sich nur äußerlich. Als Figur des „Späten Mädchens“ werden wir die Schauspielerin erst abends auf der Bühne erleben. Während unseres Interviews bleibt Cornelia Froboess die unpräzise Künstlerin, die überlegt und ernsthaft antwortet, sich im Gespräch aber auch immer wieder gerne amüsiert und nicht selten in durchdringendes Gelächter ausbricht.



Im Zuschauerraum des Residenz Theaters.

„Ideal wäre es, wenn ich mir die Sprache des Theaterautors so aneigne, dass man glaubt, nur ich könnte so sprechen.“

Frau Froboess, heute Abend agieren Sie als „Spätes Mädchen“ in Botho Strauß' Theaterstück „Leichtes Spiel“ eine halbe Stunde lang ohne Mitspieler auf der Bühne. Ist es schwierig, diese Rolle zu spielen?

Ich bin mit der Sprache von Botho Strauß sehr vertraut, denn ich habe ja schon mehrere Rollen aus seinen Stücken gespielt, so zum Beispiel bereits 1979 die Lotte in dem von Dieter Dorn inszenierten Stück „Groß und Klein“. Gleichwohl war die Figur des Späten Mädchens für mich tatsächlich eine ganz besondere Herausforderung. Ich kann nämlich Texte vor Probenbeginn nicht besonders gut auswendig lernen, wenn ich das Konzept des Regisseurs nicht kenne und verstehe, wie wir die Figur entwickeln können. Da es sich bei diesem Stück jedoch um einen Monolog handelt, bei dem ich ganz allein auf der Bühne stehe, musste ich tatsächlich alles vorher lernen. Sonst hätte der Regisseur ja nicht mit mir arbeiten können. Zunächst fand ich es tatsächlich schwer, mich in diese Frau einzufühlen. Vor allen Dingen dachte ich: Du meine Güte,

diese Person quasselt ja ohne Punkt und Komma. Wie schafft man es auf der Bühne, dass am Ende eines Stückes einem das Publikum da überhaupt so lange zuhört? Ich habe den Text dann immer und immer wieder gelesen, ihn mir in Abschnitten vorgenommen und allmählich verstanden, wie die einzelnen Stationen zusammenhängen und ein großes Ganzes bilden. Zum Einprägen des Textes baue ich mir manchmal gewisse Brücken – wie, das bleibt mein Geheimnis. Alles in allem ist Botho Strauß im Vergleich zu Thomas Bernhard geradezu leicht erlernbar.

Wenn Sie an Ihre Anfänge als Theaterschauspielerin zurückdenken – hat sich an der Art, wie Sie sich auf eine Rolle vorbereiten, im Laufe der Jahrzehnte etwas geändert?

Die intensive Auseinandersetzung mit Texten und Inhalten war für mich schon während meiner Zeit auf der Berliner Schauspielschule bei Marlise Ludwig ganz wichtig. Als ich dann 1963 mein erstes Engagement am Landestheater Salzburg bekam, tauchte



Eingang des Residenz Theaters am Max-Joseph-Platz.



Das 1951 eröffnete Residenz Theater ist Hauptspielstätte des Bayerischen Staatsschauspiels und das größte Haus für Sprechtheater in München.

ich ganz tief in die Welt der Literatur ein. Dabei war ich endlich nicht mehr allein, sondern Mitglied eines künstlerischen Teams. Das war wie Schule – für mich eine wunderbare Erfahrung. Ich hatte ja einen riesigen Nachholbedarf, nicht nur in intellektueller Hinsicht, sondern auch, was den Austausch mit Gleichaltrigen betraf. So sehr ich die Showwelt auch geliebt hatte, war ich damals doch froh wegzukommen von der Nabelschau, die man als Schlagerstar ja notgedrungen ständig betreibt. Das Theater hat mich eben viel mehr interessiert und bereichert. Es war dort überhaupt nicht wichtig, wie ich angezogen war und wie ich aussah – es ging einzig und allein um die Rolle, die ich spielen sollte. Heute weiß ich allerdings, dass es auch wichtig ist, eine Rolle an sich zu ziehen. Die Figur, die ich spiele, muss aus mir kommen; indem ich sie spielerisch zu ergründen versuche, entdecke ich auch Facetten meiner eigenen Person. Die Sprache darf nicht nur die Sprache des Theaterautors sein, sie muss zu meiner Sprache werden. Ideal wäre es,

wenn ich mir die Sprache so aneigne, dass man glaubt, nur ich könnte so sprechen.

Am Landestheater Salzburg haben Sie den Theaterregisseur und Intendanten Hellmuth Matiasek kennengelernt. Zusammen mit anderen Mitgliedern des Ensembles sind Sie ihm dann ans Staatstheater Braunschweig gefolgt. Und 1967 haben Sie geheiratet. War Ihr Mann für Sie von Anfang an ein wichtiger Mentor?

Das wurde er erst später. Zu Anfang unserer Bekanntschaft hat er sich sehr distanziert verhalten und mich als Schauspielerin recht streng behandelt – ganz nach der Devise: Der soll hier keine Extrawurst gebraten werden. Das wollte ich ja auch gar nicht. Davon, dass für mich das Schauspiel im Theater alles andere als ein Spleen war, musste ich ihn erst überzeugen. Nach unserer Heirat und unserem Umzug nach Bayern hatten wir beide unser eigenes berufliches Umfeld. Mein Mann wurde Direktor der Otto-Falckenberg-Schule und ich erhielt 1972 ein Engagement bei den Münch-

ner Kammerspielen. Natürlich haben wir uns während der langen Zeit unserer Ehe immer intensiv über künstlerische Fragen auseinandergesetzt. Und wir sind uns gegenseitig auch strenge Kritiker. Doch in unsere Arbeit haben wir uns wechselseitig nicht eingemischt. Wenn ich einmal Probleme mit einer Rolle oder deren Interpretation hatte, hat mich mein Mann immer dazu aufgefordert, diese nicht mit ihm, sondern mit dem jeweiligen Regisseur zu besprechen. Lob und Kritik äußert er in der Regel eher verhalten und immer erst nach der Premiere. Für die Aufführung von „Anatevka“ im Aalto-Theater in Essen haben mein Mann und ich übrigens vor zehn Jahren nach langer Zeit wieder einmal zusammengearbeitet – wir waren selbst gespannt, ob wir das überhaupt noch können, aber es ging sehr gut.

Welche Theaterleute haben Sie als Schauspielerin besonders beeindruckt?

Ganz wichtig war für mich natürlich die Arbeit mit Dieter Dorn an den Münchner



Cornelia Froboess

wurde 1943 in Wriezen/Oder geboren und wuchs in Berlin auf. Bereits als Siebenjährige begann ihre Karriere als Kindergesangsstar; auch als junge Schlagersängerin und Musikfilmstarstellerin hatte sie großen Erfolg. 1959 bis 1963 besuchte sie die Schauspielschule von Marliese Ludwig, 1963 folgte ein erstes Engagement am Landestheater Salzburg. Cornelia Froboess spielte auf den Bühnen in Braunschweig, Berlin, Hamburg, Wien und ab 1971 in München viele herausragende Rollen, darunter Minna von Barnhelm, Lulu, die „Frau vom Meer“, Maria Stuart, Eliza Doolittle und Mutter Courage. Seit 2001 gehört die mit zahlreichen Preisen ausgezeichnete Künstlerin zum Ensemble des Bayerischen Staatsschauspiels.

„Es ist ein großer Zufall, dass ich in diesem Jahr gleich drei so anspruchsvolle und völlig verschiedene Figuren spielen darf.“

Kammerspielen. 1976 habe ich in seiner wunderbaren und damals von der Kritik sehr gelobten Inszenierung von Lessings „Minna von Barnhelm“ die Titelrolle gespielt und danach in vielen anderen Stücken – von Klassikern ebenso wie von zeitgenössischen Autoren – mit ihm zusammengearbeitet. Ende der 80er-Jahre habe ich in Thomas Langhoff meinen zweiten Lieblingsregisseur gefunden – er ist es bis heute geblieben. Bei Langhoff kann man sich Blößen geben. Das geht, weil er selbst Schauspieler war. Deshalb kann er einem Schauspieler den Weg zeigen. Ein weiterer, ganz wichtiger Lehrer war für mich George Tabori; ihn habe ich aber eigentlich erst nach Abschluss unserer gemeinsamen Arbeit verstanden. Tabori hat mich meinen Beruf noch einmal ganz anders sehen lassen. Es ist gar nicht leicht zu beschreiben, was seine Arbeit als Regisseur so bemerkenswert machte. Vielleicht war es die unglaubliche Freiheit, die er einem Schauspieler einräumte. Tabori achtete nicht so sehr auf den Text; für ihn war es vor allem wichtig, wie man sich verhält und bewegt. Er mochte zum Beispiel Gesten der Verunsicherung gern – wenn etwas Unerwartetes passiert, wenn man aufgeregt ist oder vielleicht einmal nicht weiter weiß. Denn er war der Ansicht, dass der Mensch gerade in Situationen, in denen er Unsicherheit und Schwäche zeigt und darin ehrlich ist, besonderen Respekt verdiene. „Lass es zu“, „zeige es“, „benutze es“ – das waren immer seine Worte. Sie begleiten mich in meiner Arbeit bis heute. In Taboris großer Menschenliebe fühlte man sich als Schauspieler und Mensch sehr aufgehoben.

Das „Späte Mädchen“ befasst sich mit seinen eigenen Memoiren. Ist das Bilanzziehen etwas, das in Ihrem Privatleben auch eine gewisse Rolle spielt?

Das „Späte Mädchen“ rechnet mit seinem Leben ab; dabei bewegt sich diese Frau in einer Art Wachtraum, in dem Erlebtes und Erfundenes ineinanderfließen. Bilanz in Bezug auf mein Leben zu ziehen, liegt mir persönlich eigentlich nicht. Mit der Vergan-

genheit beschäftige ich mich im Grunde nur, wenn ich in Interviews darauf angesprochen werde – das passiert allerdings sehr häufig. Das ist dann aber in der Regel keine wirklich ernsthafte Auseinandersetzung. Auch die Zukunft beschäftigt mich nicht so sehr. Worüber ich tatsächlich nachdenke, ist das Jetzt, das Heute. Denn ich spüre, dass ich mein Leben ändern muss. Zeit ist für mich mittlerweile ein sehr kostbares Gut. Ich bin nicht mehr so geduldig wie früher und werde nicht gerne abgelenkt – etwa durch belanglose Gespräche und durch diese Flut von Informationen, die Zeitungen, das Fernsehen, Radio und Internet über uns ausgießen. Während andere Schauspieler glücklich sind, wenn man sie anruft und wenn sie ein Engagement bekommen, bin ich ein Mensch, der eher froh ist, wenn er in Ruhe gelassen wird. Das kann gefährlich sein und das klingt vielleicht auch ein bisschen undankbar. Aber es hat natürlich etwas mit meiner Biografie zu tun. Als kleiner Schlager- und dann auch als junger Filmstar musste ich ja seit meinem achten Lebensjahr ständig Termine wahrnehmen und mich auf Auftritte vorbereiten. Eine normale Kindheit mit Schule und Spielen gab es für mich nicht mehr. Auch als Theaterschauspielerin war mein Leben immer sehr stark durch die Aufgabe, mich auf Rollen vorzubereiten und Texte zu lernen, vorstrukturiert. Heute genieße ich zu Hause sehr intensiv die entspannenden Phasen – zum Beispiel, wenn ich im Garten arbeite –, in denen mein Kopf ausruhen und leer werden kann. So schön das Theater, die Proben, die Premieren und Filmarbeiten sind – von einer Arbeit zur anderen zu jagen, das darf

nicht mehr passieren. Ich brauche heute mehr Zeit für mein privates Leben mit meinem Mann, meiner Familie und meinen Freunden.

Gibt es eine Theaterfigur, die Sie gern gespielt hätten, aber nie bekommen haben? Und warten Sie heute noch auf ganz bestimmte Rollen?

Derartige Überlegungen habe ich mir immer regelrecht verboten. Es ist ja viel richtiger und besser, wenn man von einem Regisseur für eine Rolle gewünscht wird. Für Frauen meines Alters gibt es im Theater nicht mehr so viele interessante Aufgaben. Das Angebot – auch beim Film und Fernsehen – lichtet sich also. Nach der gigantischen Textarie für die Rolle der Mutter in Thomas Bernhards Stück „Am Ziel“, das 2008 Premiere hatte, wollte ich eigentlich erst einmal eine Pause einlegen. Doch dann wurde mir von Dieter Dorn die Rolle des „Späten Mädchens“ in neuesten Stück von Botho Strauß angetragen – wieder ein großer Kraft- und Balanceakt. Schließlich wollte sich Thomas Langhoff mit der Inszenierung der „Geburtstagsfeier“ einen Herzenswunsch erfüllen. Und natürlich bin ich froh, dass ich in diesem Stück die Rolle der Meg übernehmen konnte. Es ist ein großer Zufall, dass ich in diesem Jahr gleich drei so anspruchsvolle und völlig verschiedene Figuren spielen darf. Und natürlich eine Riesenchance. Die sollte man nutzen, solange der Kopf mitspielt und solange man die Arbeit auf der Bühne physisch bewältigt. Auch mein Mann, der unter meiner Abwesenheit eigentlich am meisten zu leiden hat, hat mich sehr bestärkt: „Das musst du machen.“





BAYREUTHER RITUALE

Der Grüne Hügel genießt Kultstatus, mit oder ohne orkanartige Buhs und überschwängliche Beifallswogen. Toni Schmid, Vorsitzender des Verwaltungsrats der Bayreuther Festspiel GmbH, lässt die Leser von „Bayerns Beste“ einmal hinter die Kulissen schauen. Eine ironische Liebeserklärung an die Festspiele und ein eher subjektives Stimmungsbild über Holzbläser, den Gasthof „Goldener Löwe“, über Prominenz und Provinzielles.



Für die mehr oder manchmal vermutlich auch weniger interessierte deutsche Öffentlichkeit beginnt das Bayreuther Festspieljahr bereits Anfang Mai. Zu diesem Zeitpunkt setzt machtvoll die mediale Vorberichterstattung ein. Weil es aber eigentlich noch nichts zu berichten gibt – die Festspiele eröffnen bekanntlich jedes Jahr wieder erst am 25. Juli – ist die Fantasie der Berichterstatter gefordert. Daran herrscht glücklicherweise kein Mangel. Unvergesslich bleibt in diesem Zusammenhang etwa jene „Spiegel“-Geschichte, die vor einigen Jahren nicht nur den endgültigen Nieder-, ja Untergang Bayreuths als Mekka der Wagner-

Pflege feststellte, sondern auch schon verriet, wo künftig wagnermäßig die Musik spielen würde: in Meiningen.

Die „Frankfurter Allgemeine“ wiederum erzielt in den Wochen vor Festspielbeginn traditionell schöne Effekte, indem sie Nike Wagner um eine Wortspende zum Thema „Bayreuth“ bittet. Am dankbarsten ist die Leserschaft aber erfahrungsgemäß für Nachrichten aus dem Familienleben der Nachkommen Richard Wagners, besonders dann, wenn selbiges im Harmoniebereich wieder einmal schwer defizitär erscheint. Die mit Abstand beliebteste Überschrift über solchen Geschichten lautet dementsprechend „Götterdämmerung in Bayreuth“.

Darunter geht es eigentlich nie, wenn Wagner im Spiel ist.

Dem medialen Aufgalopp folgt Bewegung in der Sache. Die Damen und Herren Künstler reisen an, auf dem Hügel beginnt die Probenzeit. Die meisten Orchestermusiker kommen schon seit vielen Jahren nach Bayreuth. Man kennt sich also, auch wenn man das Jahr über bei den unterschiedlichsten Klangkörpern tätig ist. Das Festspielorchester rekrutiert sich aus Instrumentalisten vieler deutscher Spitzenorchester, wobei die Dresdner Staatskapelle derzeit das größte Kontingent stellt – vielleicht ein



Schaulustiges Publikum oben, Prominenz im Souterrain



Knisternde Spannung auf allen Etagen vor der Premiere: Die 99. Bayreuther Festspiele wurden mit der aufsehenerregenden und kontrovers diskutierten Neuinszenierung „Lohengrin“ durch Hans Neuenfels eröffnet.

Nachhall der traditionell engen Verbindungen Wagner-Bayreuths nach Sachsen. Und weil sich in Bayreuth sehr viele alte Bekannte treffen, ist der Umgangston locker-leger, die Stimmung erinnert oft ein wenig an Klassenausflug. Einer der Höhepunkte jeder Festspielsaison findet denn auch an einem spielfreien Abend statt. Da veranstalten die Musiker ihr Orchesterfest mit Sau am Spieß und Bier vom Fass, während anderswo der Chor sein Chorfest feiert und auch die Statisten eine eigene Sause veranstalten. Nicht wenige haben ihre Familie mitgebracht, überhaupt sind die Festspiele für die meisten ein Kombipaket aus konzentrierter, höchst intensiver künstlerischer Arbeit und Sommerfrische im k.u.k.-Stil. Und natürlich nimmt man Jahr für Jahr im gleichen Haus Quartier. Eine Holzbläsergruppe etwa logiert traditionell im „Goldenen Löwen“, einem Prototypen altfränkischer Gastlichkeit mit den legendären Koordinaten Schäufele, Bratwürste, Zwicklbier und Frankenwein.

Seit nunmehr zehn Jahren befinde ich mich im edlen Wettstreit mit den Holzbläsern vom „Löwen“ (die davon freilich nichts wissen), wer es nach der Eröffnungsvorstellung schafft, zuerst an diesen Quell der Behaglichkeit

zurückzukehren und ich muss – entre nous – gestehen: In neun von zehn Fällen habe ich verloren. Wann immer ich die Schwelle des „Löwen“ überschritt, die Virtuosen an Oboe und Klarinette waren schon allda, hatten nicht nur das erste Zwickl-Bier erfolgreich absolviert, sondern auch bereits die zweite Skatrunde begonnen. Das liegt natürlich daran, dass die Chancen eher ungleich verteilt sind. Während ich in Reihe 25 irgendwo im mittleren Bereich mindestens 20 Minuten heftig applaudiere und anschließend geduldig warte, bis die womöglich noch begeisterteren Nachbarn zur Rechten oder Linken den Weg zum Ausgang freimachen, während ich mich schließlich mit gefühlten 10.000 Mit-Wagnerianern zu meinem Auto auf den Wiesen am Stadtrand von Bayreuth durchkämpfe, wo ich dann mit all diesen Menschen darauf warte, bis sich die Kavalkade der Promi-Limousinen, die vor dem Festspielhaus auf ihre Minister, Staatssekretäre, ausländischen Potentaten, Botschafter etc. pp. warten, in Bewegung setzt, mussten die Musiker, die ja für das Publikum unsichtbar sind, nach dem letzten Ton lediglich ihr Instrument verwahren und schon konnten sie den Grünen Hügel ohne weitere Beschwerden verlassen. Der guten Ordnung halber muss man hier vielleicht anfügen, dass sich die Musi-

„Zwa in an Weckla“





ker den Beifall ihres Publikums schon noch anhören, bevor sie den Orchestergraben verlassen. Also bitte auch das fabelhafte Orchester bejubeln, liebes Publikum! Wenn die Sängereleistungen entsprechend waren, applaudieren die Orchestermusiker sogar den Kollegen auf der Bühne, indem sie auf ihre Notenpulte klopfen. So viel Zeit muss sein. Eine Auflistung Bayreuther Rituale wäre natürlich unvollständig ohne das bekannteste von allen: den roten Teppich, der die Menschheit rund um das Festspielhaus am Eröffnungstag in zwei Teile spaltet – jene, die auf ihm schreiten und jene, die ihn „säumen“, um die Schreitenden zu bestaunen. Für die Prominenten ist das Ganze eine Art Bekanntheits- und Popularitätstest: Je lauter der Applaus, desto mehr Menschen haben die Person erkannt oder finden sie gar sympathisch. Besonders angenehm dabei: Es gibt keine Pfiffe, ganz im Gegenteil. Die Tatsache, dass selbst Persönlichkeiten aus dem Unterhaltungsgewerbe, deren Zenith auch schon einige Jahrzehnte zurückliegt, mit freundlich aufmunterndem Applaus begrüßt werden, spricht dafür, dass bei den einheimischen Promi-Bewunderern sogar ein gewisser Mitleidseffekt im Spiel ist.

Während anderswo die Sache mit dem Aufmarsch auf dem roten Teppich erledigt ist, findet sie in Bayreuth eine dramatische Fortsetzung, ja Steigerung. Zwischen den „Aufzügen“ (so heißt das bei Wagner, anderswo spricht man bekanntlich – semantisch kaum weniger schillernd – von „Akten“) begeben sich die hochmögenden Gäste der Festspielöffnung in das Restaurant neben dem Festspielhaus, ein Gebäude von erlesener Hässlichkeit. Der Weg dorthin führt erneut über einen roten Teppich, der auch diesmal von selektiv Beifall spendenden Einheimischen gesäumt ist. Der Clou ist das Restaurant. Der Architekt hatte sich dabei offenbar von jenen Reptilienhäusern inspirieren lassen, wie man sie aus Tierparks kennt. Man betritt das Gebäude im Obergeschoss und gelangt

auf eine Art Balkon, von dem aus man das Treiben unten im Erdgeschoss beobachten kann. Dort unten sitzen die Ehrengäste, die auf Einladung der Stadt Bayreuth kalte Happen (erste Pause) bzw. Streusel- oder Käsekuchen (zweite Pause – vielleicht ist es auch umkehrt) zu sich nehmen – akribisch beäugt von den Zaungästen auf dem Balkon. Nirgendwo in Deutschland, vielleicht sogar in Europa, sind Politik und Kultur transparenter als in Bayreuth! Auf dem Balkon des Festspiel-Restaurants lässt sich mit einem Opernglas mühelos der Zahnstand mindestens des halben bayerischen Kabinetts eruieren.

Wirkliche Bayreuth-Profis machen das sowieso ganz anders. Die erkennt man zum Beispiel daran, dass auch die Herren mit lockerer Eleganz transportable Sitzkissen mit sich führen wie Damen ihre Handtaschen – spätestens nach dem zweiten Aufzug wissen alle Bayreuth-Neulinge, warum. Kenner genießen die kulinarischen Möglichkeiten, wie sie nur Bayreuth bietet. Für das Geld, das man in Salzburg für ein Glas Champagner investiert, bekommt man in Bayreuth nicht nur ein Glas Schampus, sondern dazu mindestens noch „Zwa in an Weckla“, also zwei köstlich duftende fränkische Bratwürste in einer Semmel (Nichtbayern nennen sowas „Brötchen“). Das Ende des Bayreuther Festspieljahres kommt für die Wagner-Gemeinde im September, Oktober, wenn die Akteure längst abgereist sind und die Festspielleitung den verdienten Urlaub genießt. Dann ist es nämlich höchste Zeit, die Karten für das nächste Jahr zu bestellen. Und zu hoffen...



Zum Autor

Toni Schmid ist Leiter der Kunstabteilung im Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst. In dieser Eigenschaft ist er seit zehn Jahren Vorsitzender der Richard-Wagner-Stiftung in Bayreuth und seit 2008 Vorsitzender des Verwaltungsrats der Bayreuther Festspiel GmbH.

Zur Geschichte

Die Entwicklung der Festspielidee und die Entstehung von Wagners Hauptwerk „Der Ring des Nibelungen“ hängen eng miteinander zusammen. Beides wurzelt in seinen Anfängen im Vormärz, in der Zeit, als Richard Wagner Hofkapellmeister in Dresden war. Überlegungen zu einer grundlegenden Theaterreform führten ihn schließlich an die Seite der Revolutionäre von 1848/1849. Er nahm aktiv am Dresdner Maiaufstand 1849 teil, musste nach dessen Niederschlagung fliehen und entkam in die Schweiz. Noch in Dresden entstand der Entwurf zu einem Nibelungendrama „Siegfrieds Tod“, das in der späteren „Götterdämmerung“ aufging. Am 14. September 1850 skizzierte Richard Wagner zum ersten Mal die Idee eines Festspiels, die ihn von nun an nicht mehr losließ.

„Die Aufführung meiner Nibelungendramen muß an einem großen Feste stattfinden, welches vielleicht eigens zum Zwecke eben dieser Aufführung zu veranstalten ist. Sie muß dann an drei aufeinanderfolgenden Tagen vor sich gehen, an deren Vorabend das einleitende Vorspiel gegeben wird.“

*Richard Wagner an Franz Liszt,
20. November 1851*

Rein in den Orchestergraben, rauf auf die Bühne – die Posaunenbläser auf dem Balkon des Königsbaus haben zum Vorstellungsbeginn gerufen. Die Prominenz rafft die Röcke und eilt zur Premiere.

BREN- NEN FÜRS THEA- TER



Seit 60 Jahren ist das Fränkische Theater Schloss Maßbach als feste Größe in der nordbayerischen Kulturszene verankert. Mit seinen Aufführungen begeistert es die Zuschauer nicht nur auf den Bühnen des Schlosses, sondern auch an rund 30 Gastspielorten. 2009 wurde das Theater für seine engagierte Arbeit mit dem Kulturpreis Bayern ausgezeichnet.







Zum Theater

Gegründet 1946 von den Berlinern Lena Hutter und Oskar Ballhaus als Coburger Kulturkreis, bewohnte und bespielte das Ensemble ab 1948 nacheinander Schloss Wetzhausen bei Schweinfurt, Schloss Stöckach nahe Hofheim und seit 1960 Schloss Maßbach. Rund 70.000 Zuschauer, die Gastspielorte mit eingerechnet, begeistern sich heute pro Jahr für die Stücke vom Schlosstheater. Mit Blick auf die Zukunft formuliert Anne Maar, die Leiterin des Hauses, zwei Wünsche: Sie möchte für das Theater eine Werkstatthalle bauen – und sie möchte wieder mehr Zeit für ihre Arbeit als erfolgreiche Kinderbuchautorin und Stückeschreiberin finden.



Schloss Maßbach beherbergt eine Schneider- und Schreinerwerkstatt sowie einen umfangreichen Kostüm- und Requisitenfundus. Zudem gibt es elf Zimmer, in denen die Schauspieler wohnen können.

Wer als Uneingeweihter einmal einen Blick hinter die Kulissen eines Theaters wagen darf, lernt eine faszinierende Welt kennen, die nach ganz eigenen Regeln funktioniert. Und erfährt, wie viel disziplinierte Arbeit, Kreativität und organisatorisches Know-how notwendig sind, um einen Theaterbetrieb kontinuierlich am Laufen zu halten. Selten allerdings kann man den inneren Kosmos eines derartigen Unternehmens in solch elementarer und verdichteter Form wie bei einer Führung durch das Schloss Maßbach erleben. Seit nunmehr 50 Jahren ist das romantische Gebäude mit seinem kleinen Bühnenraum im Erdgeschoss und mit seiner Freilichtbühne für 326 Zuschauer die Spiel- und Heimstätte des Fränkischen Theaters. Von den Werkstätten im Keller, wo Kulissen gezimmert, tapeziert und bemalt werden, führt unser Weg über das Erdgeschoss mit seinem „Intimen Theater“ und seinen gemütlichen Aufenthaltsräumen weiter hinauf in die oberen Stockwerke. Hier befinden sich das Büro der Theaterleiterin und des Dramaturgen, die Kostümschneiderei und eine Reihe von separaten Zimmern, die bewohnt sind. Wer hier lebt? Zahlreiche Schauspieler, die während ihres mehrmonatigen Engagements im Schloss zu Hause sind. In den Dachräumen ist der Kostümfundus untergebracht. Dicht gedrängt hängen Mäntel, Jacken, bunte Röcke und andere Kleidungsstücke, Glamouröses und Schabiges, an den Stangen; in den Regalen stapeln sich bis in die letzten Winkel hinein Schuhe, Koffer, Schirme und Taschen. Eine Schatzkammer für jeden Kostümliebhaber und Nostalgiker – prall gefüllt und wohl sortiert.

Die Ordnung sei ein Werk ihrer Hand, erzählt uns die Theaterleiterin Anne Maar: „Als ich 2003 die Leitung des Theaters von meiner Großmutter übernahm, sah es in den Dachräumen aus, als habe jemand drei Fuhren Sperrmüll ausgekippt. Es gab einfach niemanden, der sich um die Requisiten gekümmert hat. In den folgenden Jahren habe ich manches neu organisiert und damit begonnen, die Möbel und Requisiten zu sichten und zu ordnen. Denn wir sind ja sehr sparsam und bemühen uns, unsere Anschaffungen mehr als einmal zu verwenden.“ Damit sind wir beim Thema: der ganz eigenen Erfolgsgeschichte dieses staatlich geförderten Privattheaters. Es ist eine Geschichte, die von der Leidenschaft für die Arbeit auf und hinter der Bühne, von solidem künstleri-

schen Können und großem persönlichen Engagement handelt. 1946 wurde das Fränkische Theater von Lena Hutter und Oskar Ballhaus, beide vormals Schauspieler in Berlin, in Coburg gegründet. Zusammen mit einem Kreis befreundeter Schauspieler bezog das Ehepaar 1948 im Schloss Wetzhausen das erste feste Domizil; in den folgenden Jahren konnte sich das Fränkische Theater mit seinen künstlerischen Leistungen als ernst zu nehmende Institution innerhalb der fränkischen Kulturszene etablieren. „Theater aus dem Geist der Gemeinschaft“ zu gestalten – das war die Grundidee, die Oskar Ballhaus als künstlerischer Leiter und Lena Hutter als Verwaltungschefin auch weiterverfolgten, als das Fränkische Theater 1955 ins Schloss Stöckach und 1960 ins Schloss Maßbach umzog. Das Spielgebiet des anerkannten Gastspieltheaters weitete sich von Unterfranken über Oberfranken bis nach Hessen aus. 1963 gab das Haus erstmals über 200 Vorstellungen vor insgesamt 50.000 Zuschauern. Nach dem Tod von Oskar Ballhaus führte Lena Hutter das Theater zusammen mit ihrem zweiten Mann, dem Schauspieler und Regisseur Herbert Heinz, über viele Jahre mit beachtlichem Erfolg weiter.

In den 90er-Jahren habe sich die Familie der Theatergründer zunehmend dringender die Frage nach der Zukunft des Fränkischen Theaters vorgelegt, sagt Anne Maar: „Meine Großmutter war eine sehr starke Persönlichkeit und wollte die Leitung auch im hohen Alter nicht aus der Hand geben. Das führte zu einer gewissen Stagnation in der Entwicklung des Hauses. Als Herbert Heinz starb, wurde mir um die Jahrtausendwende klar: Entweder ich übernehme möglichst bald die Leitung oder das Theater geht ein. Ich bin glücklich, dass mich meine Großmutter schließlich als geeignete Nachfolgerin akzeptiert hat.“ Zunächst habe sie sich mit dieser Aufgabe völlig überfordert gefühlt, doch dank der Hilfe des erfahrenen Mitarbei-

terteams sei sie schnell in die Rolle der Leiterin hineingewachsen. Behutsam, aber zielstrebig führte Anne Maar nach dem Tod von Lena Hutter im Jahr 2003 Änderungen wie die Verlängerung der Proben- und Spielzeit für jedes einzelne Stück und eine moderate Aufstockung der Etats für Bühnenbild und Kostüme ein. Zudem engagierte sie neue, junge Schauspieler und Regisseure und erarbeitete zusammen mit ihren Mitarbeitern einen anspruchsvollen Spielplan mit Stücken, die noch nie zuvor im Theater gespielt worden waren.

Pro Saison zeigt das Fränkische Theater acht Abendstücke, zwei Kinder- und zwei Jugendstücke, darunter auch Uraufführungen und deutsche Erstaufführungen. Sechzig Prozent seines bescheidenen Etats erwirtschaftet das Fränkische Theater durch eigene Einnahmen, vierzig Prozent werden durch Subventionen finanziert. „Bei der Gestaltung unseres Spielplans müssen wir viele Gesichtspunkte berücksichtigen. Unser Publikum ist ja sehr heterogen; je nachdem, ob wir auf der Freilichtbühne oder im ‚Intimen Theater‘ spielen, ob wir in Städten wie Fulda, Fürth und Aschaffenburg oder in kleinen Orten zu Gast sind, wollen die Zuschauer leichte oder schwierige, lustige oder ernste, klassische oder zeitgenössische Stücke sehen. Wir versuchen, eine ausgewogene Mischung zu finden, die die Erwartungen unseres Publikums berücksichtigt, aber auch Neues, Überraschendes bietet.“ Es sei ihr dabei – gerade auch bei den Jugendstücken – sehr wichtig, sagt Anne Maar, Stücke auszuwählen, „die nicht nur Zustände schildern, sondern tatsächlich eine Geschichte erzählen“. Denn das Geschichtenerzählen gehöre nun einmal zu den bewahrenswerten Traditionen des Fränkischen Theaters. Ebenso wie die Idee, dass Schauspieler für eine gewisse Zeit unter einem Dach zusammenleben und -arbeiten. „Wer bei uns ein Engagement annimmt, kommt nicht wegen des Geldes. Die Gagen sind ja leider sehr niedrig. Was die Schauspieler vielmehr schätzen, ist das konzentrierte und zugleich entspannte Arbeitsklima und die anspruchsvolle Arbeit, die hier im Schloss geleistet wird. Als Anfänger kann man sich in der freundlichen Atmosphäre des Fränkischen Theaters hervorragend frei spielen. Aber es gibt auch eine Reihe von erfahrenen Schauspielerinnen und Schauspielern, die immer wieder gerne zurückkommen.“



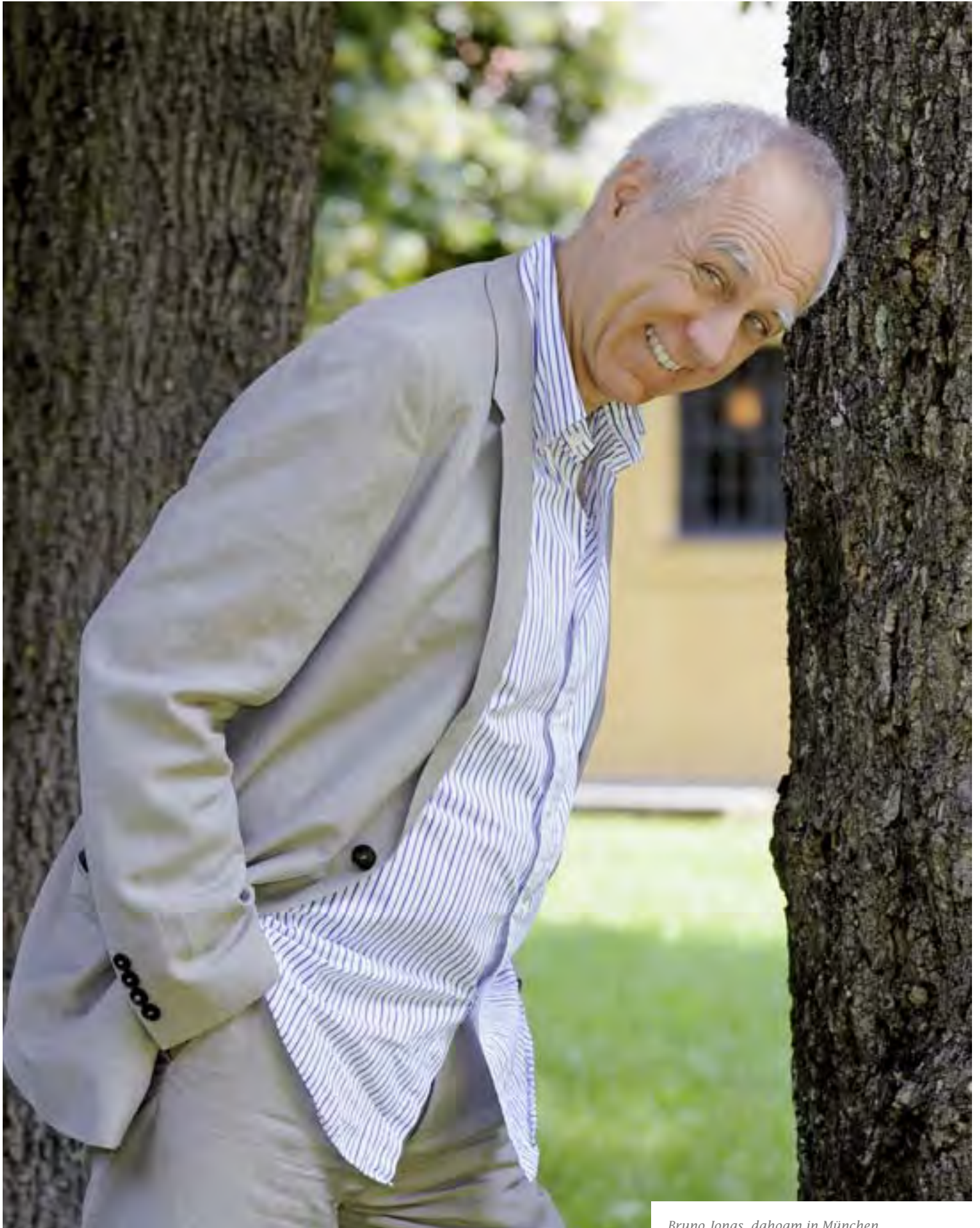


Die Wiesn für Einheimische, Zuagroaste und Besucher: Bruno Jonas, Kabarettist und Erfolgsautor, ergründet den Reiz des weltgrößten Volksfestes zwischen Teufelsrad, Blasmusik und Bierseligkeit. Der Fotograf, Autor und Kabarettist Rudolf Klaffenböck, der 2006 mit dem Kulturpreis Bayern ausgezeichnet wurde, hat der Gebrauchsanweisung für das Münchner Oktoberfest mit seinen außergewöhnlichen Fotografien ein unverwechselbares Gesicht gegeben.

WIESN



Ein urbayerisches Phänomen



Bruno Jonas, daheim in München

Das Münchner Oktoberfest ist ein Phänomen der besonderen Art. Millionen Menschen aus allen Erdteilen kommen regelmäßig im Herbst in die bayerische Landeshauptstadt. Bruno Jonas hat zum 200. Geburtstag der Wiesn eine Gebrauchsanweisung verfasst.

Herr Jonas, Ihr neues Buch, „Gebrauchsanweisung für das Münchner Oktoberfest“, ist ein verdammt gebildetes Buch. Sie nähern sich dem Thema mit einem ganzen Strauß gesellschafts- und geisteswissenschaftlicher Fragestellungen.

Echt? Wenn Sie das sagen...

... da geht es um Archäologie, Psychologie, Soziologie, Germanistik...

... ja, also oberflächlich betrachtet ist das Oktoberfest zunächst einmal ein Volksfest wie jedes andere auch. Aber in der Tiefenstruktur handelt es sich um ein urbayerisches Phänomen der besonderen Art. Ich würde sagen, im Oktoberfest sind alle Charakteristika des bayerischen Wesens in verdichteter Form, potenziert geradezu, präsent. Und diese Merkmale werden – wenn das Oktoberfest einmal jährlich im Herbst stattfindet – in einer Art eruptiver Phase dann sichtbar, hörbar, erfahrbar. Sie finden auf der Wiesn alles, was mit Bayern zu tun hat, in achtzehn Tagen in einer dermaßen komprimierten Form vor, dass kein Wunsch übrig bleibt. Das Wesentliche, was Bayern ausmacht oder was das Leben überhaupt ausmacht – Liebe, Glück, Unglück –, das ist alles auf der Wiesn zu besichtigen. Wer es auf ein Klischee reduziert, wird das Oktoberfest nie wirklich erleben können. Nur wer die Tiefenstruktur aufbricht, kommt zu ganz neuen Erfahrungen und Wahrnehmungen. Das ist in etwa so, wie wenn du heute zur Weinprobe gehst und von Wein gar keine Ahnung hast. Dann sagst du dir vielleicht: Ich weiß auch nicht, der Wein ist weiß oder rot und man kann ihn gut trinken. Wer aber das olfaktorische Spektrum, das im Hirn ja angelegt ist, wer also die verschiedenen Geschmacksnuancen einmal erschmeckt hat, der wird auch den Wein, seine Vielfältigkeit, ganz anders wahrnehmen und genießen können. So ähnlich ist es auch mit der Wiesn oder mit dem

Leben überhaupt, das man ja ganz anders empfindet, als wenn man eben ganz schmal aufgestellt ist.

Homer, Dante, Hegel, französische Revolution – Sie lassen in Ihrem Buch nichts aus. Wir haben immer gedacht, man geht halt auf die Wiesn – a weng laut is scho, aber...

... da können Sie mal sehen. Ja gut, für Franken – Sie kommen aus Schweinfurt? – ist das Oktoberfest schon eine ziemliche Herausforderung. Aber man nimmt in Bayern die Menschen, die sich in dieser Welt unsicher fühlen, gern an der Hand und lässt sie nicht allein. Und natürlich habe ich im Vorfeld der Gebrauchsanweisung für die Wiesn, die ich jetzt der Welt entgegenhalte, geschaut, was andere schon darüber geschrieben haben. Es gibt jede Menge Bücher und Schriften, die sich mit dem Wesen des Bayerischen befassen – die Literatur der Bavarica. Da stellt man dann schnell fest, dass das Oktoberfest schon häufig Gegenstand literarischer Äußerungen war – von Thomas Mann, Bert Brecht, Ödön von Horváth, Karl Valentin. Es gibt also eine Reihe von Schriftstellern – und nicht die schlechtesten –, die sich mit dem Phänomen befassen und das Oktoberfest als Stoff wahrgenommen haben. Meiner Meinung nach taugt das Oktoberfest durchaus als großer epischer Stoff, bei dem es mindestens so dramatisch zugehen kann wie in der Ilias und in der Odyssee.

Was haben Sie eigentlich studiert?
Germanistik, Philosophie und Politologie.

Auf Dante wollen wir jetzt aber nur kurz eingehen. Irgendwie ging es da um die Hölle?

Ich habe im ersten Kapitel meines Buches die verschiedenen philosophischen Denkstrukturen mit eingebracht, um die philosophische Dimension des Oktoberfestes als

Stoff für die Weltliteratur in den entsprechenden Rahmen zu setzen. In diesem Zusammenhang habe ich dann eben auch von der Ilias und der Odyssee, von Cervantes' Don Quichotte und von Dante Alighieri gesprochen, weil man das Oktoberfest durchaus auch als einen der neun Höllenkreise begreifen kann, wie sie Dante Alighieri in seiner „Göttlichen Komödie“ darstellt.

Wie alt ist das Oktoberfest eigentlich?
200 Jahre. 1810 fand das erste Fest statt.

Und was hatte Hegel mit der Wiesn zu schaffen?

Der Hegel hat ja eine Nürnbergerin geehlicht und insofern eine starke Beziehung zu Franken. Daher die Vermutung, dass Hegel bei der Abfassung seiner dialektischen Theorie – dass also das Bewusstsein sich über weitere Bewusstseinstufen im dialektischen Weg immer weiter entwickelt und in der Negation der Negation irgendwann ganz oben im absoluten Bewusstsein gipfelt – dass diese Gedanken Hegels vermutlich durch einen Besuch auf der Wiesn angestoßen wurden; das ist meine These...

Und was hat das mit der Spezlwirtschaft zu tun?

Auch die Spezlwirtschaft, die zunächst einmal eindeutig im Bayerischen zu verorten ist, braucht eine philosophische Grundlegung und Legitimität. Und ich bin froh und dankbar, dass ich über das Phänomen Wiesn diese Bereiche – Hegel, Wiesn, absolutes Bewusstsein und Spezlgesellschaft – habe zusammendenken können. Und ich glaube, es ist mir gelungen.

Hegel gilt ja eigentlich als Philosoph, der eher in preußischen Denkstrukturen verortet ist als in bayerischen...

...jetzt begeben wir uns aber auf sehr dünnes Eis. Der Hegel ist ja zunächst einmal

„Die Wiesn lässt sich anschauen als bayerische Ilias. Sie ist ein einziges Wogen, ein Hin und Her, ein Kampf ums Bier und um Plätze und was weiß ich noch alles. Auch Odysseus weist sehr viele Parallelen zur Wiesn auf und Dante in der Göttlichen Komödie erst recht und der Don Quichotte sowieso.“



ein Schwabe, der in Berlin an der Humboldt-Universität gelehrt hat; er war als Philosoph in Berlin schwer verständlich.

... eine Gemeinsamkeit zum Bayern, der für den Rest der Welt bisweilen auch schwer verständlich ist?

Wer ist schwer verständlich?

Der Bayer, an und für sich...

Möglicherweise für Sie, für mich ist er nicht schwer verständlich. Ich verstehe mich persönlich sehr gut mit ihm. Ich habe ein sehr gutes Verhältnis zum Bayern – auch im Unverständnis, im Nichtverstehen sozusagen. Ob Hegel in preußischen oder bayerischen Strukturen gedacht hat, ist – glaube ich – nicht wirklich wichtig; wesentlich ist die These, wie ich sie eben formuliert habe, dass Hegels Gesamttheorie über das absolute Bewusstsein vermutlich nach einem Besuch auf dem Oktoberfest angestoßen wurde. Und dass er auf dem Oktoberfest war, dürfen wir vermuten, weil er, wie gesagt, mit einer Nürnbergerin verheiratet war und von Nürnberg nach München ist es so weit nicht. In meiner Person findet Preußen und Bayern ohnehin einen verständlichen Klang; mein Vater ist Ostpreuße gewesen, meine Mutter Niederbayerin. Ich bin, wenn Sie so wollen, in diesem dialektischen Widerspruch aufgewachsen und ich bin froh drum, dass mir meine Eltern diesen Sprachquell mitgegeben haben.

Stimmt es eigentlich, dass der Bayer immer ein bisschen um die Ecke denkt?

Ich bin immer a bisserl skeptisch, wenn man von dem Bayern, dem Deutschen spricht; man geht da auf Typologien zu-

rück, die sehr holzschnittartig sind. Aber es stimmt schon, dass sich der Bayer nicht ganz ernst nimmt in seinem Dasein. Die bevorzugte Ausdrucksweise ist der Irrealis, die Möglichkeitsform. Wenn ein Bayer also irgendwo ankommt, dann sagt er: I war jetzt do; er sagt also nicht, ich bin jetzt da, was ja auch ein Blödsinn wäre, weil das sieht ja jeder. Er sagt: I war jetzt do, im Sinne von: I kann ja auch glei wieder weg sein. Der Bayer, betrachtet die Welt immer mit der ganzen Kontingenz; das heißt, alles was ist, könnte auch jederzeit anders sein. Es ist dieses Grundstaunen, das der Bayer in seinem Blick auf die Welt mitbringt – mit dem Ergebnis, es gibt nichts wirklich Sicheres. Der Bayer ist kein Wissenschaftler, der in der Reduktion der Phänomene zu immer mehr Gesetzmäßigkeiten und zu mehr Wissen kommt, sondern er weiß schon von vornherein, ich werde nicht alles erkennen können. Und so geht er davon aus, es könnt' auch immer ganz anders sein. Das ist im Grunde genommen, was der amerikanische Philosoph Richard Rorty in seinem Buch „Kontingenz, Ironie und Solidarität“ beschrieben hat: Der Bayer hat eine grundironische Haltung zur Welt.

Woher könnte das kommen?

Ich könnte mir vorstellen, dass es mit der Entstehung des bayerischen Stammes zusammenhängt. Es gab ja nie den Stamm der Bayern, sondern immer nur ein Volk von Zuagroasten in Bayern, die von wo anders gekommen sind, um hier heimisch zu werden. In diesem bayerischen Voralpenland strömten schon immer Menschen aus der ganzen Welt zusammen, um sich hier in einer gemeinsamen, eben bayerischen Identität

zu finden. Der Zuagroaste ist der Idealbayer, weil er alle Voraussetzungen für den Vollbayer mitbringt. Das ist heute noch so. Wenn Türken, Franzosen, Griechen, Amerikaner oder Japaner nach Bayern kommen, dann hindert sie niemand daran, sich sofort zum Vollbayer zu entwickeln. Hilfreich bei dieser Menschwerdung ist immer eine bayerische Tracht. Damit ist eine wichtige Voraussetzung für das Bekenntnis zur bayerischen Lebensart, zur bayerischen Kultur und zur bayerischen Sprache gegeben. Den tiefschwarzen Taxifahrer aus Togo zum Beispiel, der mit mir fließend bairisch spricht, kann es genauso wie jeden anderen erwischen, der sich integrieren will. Dabei hilft das Identitätsmantra aller zuagroasten Bayern, das „mia san mia“ als das kleinste gemeinsame Vielfache. Mia san mia heißt natürlich immer auch: Es gibt noch andere, die net mia san. Aber bei allen Unterschieden san mia in Bayern mia. Bei diesem Zusammenfinden in einer gemeinsamen Kultur kommt naturgemäß Verunsicherung auf, weil die mitgebrachte Kultur auf die unbekannte, neue trifft. In der Folge davon entsteht Unsicherheit. Wer seine alte Heimat verlässt, um in der neuen heimisch zu werden, erhält sofort nach seiner Ankunft den Status des Zuagroasten. Und als solcher wird er zunächst ein unsicheres Auftreten an den Tag legen, weil er sich nicht auskennt. Und in dieser Unsicherheit entstand beim Zuagroasten, noch fremden Bayern ein ironischer Blick auf die Welt. Man könnte in diesem Zusammenhang von einer ontologischen Ironie sprechen, die das Dasein im Unbekannten, im Fremden spielerisch ironisiert, um nicht gleich als totaler Depp dazustehen, bloß



Impressionen vom Hochamt der Gemütlichkeit: „Die Klappstische und -bänke auf der Wiesn, auf denen der Gemütlichkeitsmensch Platz nimmt um zu feiern, geben heute noch einen Hinweis darauf, dass der Mensch lange umherzog und auf der Flucht war.“

weil man in einem fremden Kulturkreis angekommen ist. In der bayerischen Wendung „kann sein, dass des, was i da seh, des is, was i glaub, dass es sein kann“ bin ich immer auf der sicheren Seite. Es könnt aber doch auch wieder ganz anders sein. Das heißt, in der Unsicherheit findet der Bayer die Sicherheit.

Dichtung oder Wahrheit, was überwiegt bei den Bayern?

Der Bayer ist ja auch ein homo ludens, ein spielerischer Mensch. Das sieht man an seinen ganzen Aufzügen. Es gibt kein Land, in dem es mehr freie Theaterspielgruppen und Laienspielgruppen gibt – das Volkstheater ist im bayerischen Sprachraum sehr lebhaft. Schon in vielen alten Schriften wird der Bayer als einer beschrieben, der auftrumpft, der eine Freude an der Darstellung hat. Wenn man sich die alten bayerischen Trachten anschaut – die Charivaris, mit denen sie sich behängen – das läßt sich wohl bis in die Zeit der Kelten zurückverfolgen. Auch die hatten schon dieses auftrumpfende Wesen, das Sture, das Schnell-einmal-Aufspringen-am-Tisch, um dann rasch wieder in ein kleines Glimmen zurückzufallen. Wenn wir also vom spielerischen Wesen des Bayern ausgehen, überwiegt die dichterische Wahrheit, die Fiktion. Die Wahrheit ist in Bayern – finde ich zumindest – ohnehin etwas ganz Uninteressantes. Das beschäftigt hier wirklich niemanden. Was soll man mit der Wahrheit auch anfangen? In Bayern liebt man Deutungen, keine Wahrheiten – nur das Bayerische an sich, das ist wahr.

Wie würden Sie Auswärtige vor den Bayern warnen?

Überhaupt nicht. Warnungen vor Bayern sind völlig überflüssig. Da kann einem gar nichts passieren.

Zum Schluss noch ein paar persönliche Fragen: Woran erkennt man, wenn Sie einen Grant haben?

Das sieht man mir sofort an. Es gibt sogar Leute, die meinen, ich hätte immer einen Grant. Ich werde manchmal auf der Straße angesprochen und die Leute fragen mich: Herr Jonas, warum schauen Sie so böse? Offensichtlich habe ich, wenn der Blick nach innen gerichtet ist, nach außen eine Fassade der Ablehnung. Dem ist aber oft nicht so.

Mit wem würden Sie definitiv nicht auf der Wiesn zusammensitzen wollen?

Auf der Wiesn kann man mit allen zusammensitzen. Es kommt drauf an, was man dann miteinander noch zu reden hat. Es gibt immer Leute, die man nicht treffen mag. Und es gibt natürlich extreme Situationen auf der Wiesn, die Toilettensituation zum Beispiel.

Wem würden Sie ein Denkmal in Bayern setzen?

Dafür gibt es Kommissionen, Ruhmeshallen; das Denkmalsetzen ist nicht mein Terrain.

Was ist Ihr bayerischstes Kleidungsstück?

Ich besitze natürlich eine Lederhose, das ist klar. Ich habe Haferlschuhe, ich hab Wadlstrümpf, ich habe die komplette Grundausstattung.

Was ist Ihr Lieblingszitat?

Es gibt eins von mir – das kann ich am besten auswendig: „Handle so, dass Du bei allen, denen Du Schaden zufügst, auch Anerkennung dafür bekommst.“ Das ist der bayerische Imperativ.

Wer hätte verhindern können, dass Sie Kabarettist und Rhetoriker geworden sind?
Nur ich!

Gebrauchsanweisung für die Wiesn

Bruno Jonas leuchtet die Dimensionen dieser Gemütlichkeitsveranstaltung aus – von der Sitzplatzsuche im Bierzelt bis zur Prominentenbox, vom Bioendl bis zum Trachtenkomplettsset, von den Fahrgeschäften bis zur »Freibierlätschn«.

Gebrauchsanweisung für das Münchner Oktoberfest, mit 27 Fotografien von Rudolf Klaffenböck, München 2010, 208 Seiten, gebunden ISBN: 9783492053648



KICK IN IRAN

Fatima Geza Abdollahyan ist Absolventin der Hochschule für Fernsehen und Film München. Ihre Abschlussarbeit, den Dokumentarfilm „Kick in Iran“, hat sie einer jungen Iranerin gewidmet, die sich als erste Leistungssportlerin ihres Landes für die Olympischen Spiele qualifizieren konnte.





Filmszene aus „Kick in Iran“

Frau Abdollahyan, die deutsche Premiere Ihres Dokumentarfilms „Kick in Iran“ auf dem diesjährigen Filmfest München hat zu einer beachtlichen Resonanz in den Medien geführt. Wie erklären Sie sich diesen Erfolg?

Die große Aufmerksamkeit für meinen Film hat sicherlich etwas mit dem Thema zu tun: Frauen im Iran, die Kampfsport betreiben – das ist eine Realität, die in der eurozentristischen Befassung mit der muslimischen Welt kaum Beachtung findet. Auch der Titel, der ja etwas Dynamisches, Aggressives zum Ausdruck bringt, ist geeignet, die Neugier der Zuschauer zu wecken. Zudem profitierte mein Film mit der Deutschland-Premiere von seinem großartigen internationalen Start. Zu Beginn des Jahres lief er im Wettbewerb des Sundance-Filmfestivals, des wichtigsten Festivals in den USA.

Sind Sie mit Ihrer Erklärung nicht ein bisschen zu bescheiden?

Das denke ich nicht. Ich meine damit nur, dass ich den Anfangserfolg meines Films als großes Glück betrachte. Natürlich achten die Programmierer bei Sundance oder beim Filmfest München auf die Qualität der ausgewählten Filme. Aber es gibt eben auch viele gute Einreichungen. Meine Arbeit hat vielleicht interessiert, weil es meiner Kamerafrau Jakobine Motz und mir gelungen ist, den Alltag von zwei ungewöhnlichen jungen Frauen im Iran auf eine Art und Weise zu beobachten, die gängige Klischees und Ressentiments in Frage stellt.

Wie haben Sie die Idee zu diesem Film gefunden?

Im Rahmen meines Studiums habe ich von August 2005 bis Januar 2006 als Producerin im ZDF-Auslandsstudio in Teheran gearbeitet. Damals fand die Olympiade muslimischer Sportlerinnen dort statt, und ich habe für einen Beitrag recherchiert. Dieses große sportliche Ereignis hat mich total fasziniert und zu einem Aha-Effekt geführt: Man vergisst in Deutschland ja leicht, dass Muslime die größte Religionsgemeinschaft auf der Welt bilden. Und es gibt in den islamischen Ländern eben auch sehr viele Frauen, die Leistungssport betreiben und dabei die Regeln ihrer Religion einhalten wollen. Es ist eine arrogante, eurozentristische Betrachtungsweise zu behaupten, dass Frauen, die

ein Kopftuch tragen und ihren Körper nicht zur Schau tragen wollen, keinen Leistungssport machen können.

Und warum haben Sie sich in Ihrem Abschlussfilm auf zwei Frauen konzentriert, die Kampfsport betreiben?

Zunächst hatte ich den Plan, drei Sportlerinnen aus verschiedenen Disziplinen zu porträtieren. Doch dann habe ich mich entschieden, die Taekwondo-Sportlerin Sara Koshjamal-Fekri und ihre Trainerin Maryam Azarmehr zu den Heldinnen meines Films zu machen. Als ich Sara 2005 kennenlernte, war sie siebzehn Jahre alt. Bereits damals beeindruckte sie mich durch ihre Entschlossenheit, ihren Weg als Sportlerin zu gehen. Sara hat es ja tatsächlich als erste Frau im Iran geschafft, sich für die Olympischen Spiele zu qualifizieren und an diesen teilzunehmen. Und ich hatte das Glück, sie bei der Vorbereitung zur Olympiade zu filmen und dann tatsächlich bis zu den Spielen in Peking 2008 zu begleiten.

Sara und ihre Trainerin scheinen in Ihrem Film nie zu posieren. Und die Szenen wirken immer authentisch. Wie haben Sie das erreicht?

Die Szenen sind wirklich authentisch. Dass man das im Film auch so empfindet, liegt an dem Vertrauensverhältnis, das ich zu den beiden Frauen aufbauen konnte. Dazu musste ich mich dem Trainingsalltag völlig unterordnen. Als Leistungssportlerin befand sich Sara damals ja in einem absoluten Ausnahmezustand; der Erwartungsdruck war ungeheuer hoch. Zunächst habe ich bei meinen Recherchen Sara und Maryam mehrere Wochen, jeden Tag zehn bis zwölf Stunden lang, begleitet. Ich bin mit ihnen mitgefahren – in Teheran steht man ja oft stundenlang im Verkehrsstau –, habe mit ihnen vor den Turnhallen gewartet, habe beim Training zugesehen und bin ihnen in ihre Wohnungen gefolgt. Allmählich haben die Sportlerinnen verstanden, dass sie mir nichts Außergewöhnliches bieten mussten, sondern sich ganz auf ihren eigenen Tages- und Trainingsablauf konzentrieren konnten. Und auch während der eigentlichen Drehzeit, als meine Kamerafrau dazu kam, hat die Chemie zwischen uns gestimmt. Jakobine Motz und ich sind während der Drehphasen mit dem Alltag der beiden Frauen quasi verschmolzen – sie

„Mein Film hat vielleicht interessiert, weil es mir und meiner Kamerafrau Jakobine Motz gelungen ist, den Alltag von zwei ungewöhnlichen jungen Frauen im Iran auf eine Art und Weise zu beobachten, die gängige Klischees und Ressentiments in Frage stellt.“

Fatima Abdollahyans Film „Kick in Iran“ ist in Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Rundfunk entstanden.





FATIMA GEZA ABDOLLAHYAN

wurde in Frankfurt am Main geboren; ihre Eltern kommen aus dem Iran. Von 1996 bis 2000 studierte sie Politikwissenschaft in Frankreich und Deutschland. 2001 schloss sie ihr Studium an der Westminster University London mit dem Master of Arts in „Internationale Beziehungen“ ab und begann noch im selben Jahr an der Hochschule für Fernsehen und Film in München Dokumentarfilm zu studieren. „Kick in Iran“ ist ihr Abschlussfilm und ihr erster Dokumentarfilm in Langformat. Nach Praxiserfahrungen bei einem lokalen Fernsehsender in Frankreich kehrte sie nach Deutschland zurück, um Einblicke in den Print- und Radiojournalismus zu bekommen und konzentrierte sich schließlich auf Fernsehen und Film. Im Sommer 2005, gleich nach der Wahl Ahmadinejads zum neuen Präsidenten Irans, arbeitete Fatima sechs Monate lang für das ZDF-Auslandsstudio in Teheran. Zurück in Deutschland begann sie mit „Kick in Iran“. Seit 2004 ist sie persönliche Assistentin des Direktors des Filmfests München. Sie moderiert „Heimatbilder“, eine Serie von Dokumentationen, die vom ARD-Bildungssender BR alpha seit Februar 2010 gesendet werden. Eine Auswahl ihrer Filme: Notizen für den Kopf (2002), Gehen oder bleiben (2005), Dear Terrorist – How to be a Muslim in the States (2008), Kick in Iran (2009).

haben uns gar nicht mehr als Filmleute wahrgenommen.

Ihr Film zeigt, dass Leistungssportlerinnen im Iran durchaus harte Entbehrungen auf sich nehmen müssen. Aus welchen Gründen sind sie dazu bereit?

Mein Film will zeigen, wie willensstark muslimische Sportlerinnen darum kämpfen, ihren Lebenstraum zu erfüllen und sich zu verwirklichen. In ihren limitierten, geschützten Räumen können iranische Frauen ja tun und lassen, was sie wollen. Frauen und Männer sind im Iran aber in vielen Bereichen voneinander getrennt; vieles, was mit Weiblichkeit und Männlichkeit, mit sexuellen Bedürfnissen zu tun hat, unterliegt einer rigiden staatlichen Reglementierung. Deshalb gibt es in dieser Gesellschaft sehr viel unterdrückte Energie, die sich auf irgendeine Art und Weise bemerkbar macht. Der Kampfsport ist dafür übrigens eine schöne Metapher; ich möchte meinen Film allerdings nicht auf diese metaphorische Ebene reduziert wissen. Sara und ihre Trainerin gehören zu jenen Frauen, die meiner Ansicht nach mit ihrer Energie sehr konstruktiv umgehen. Sie nutzen ihre Freiräume, um sich zu entwickeln und sie sorgen für Grenzverschiebungen, die die Gesellschaft offener machen.

Ihr Langfilmdebüt „Kick in Iran“ war für die Regisseurin Fatima Abdollahyan gleichzeitig auch der Abschlussfilm an der Hochschule für Fernsehen und Film (HFF) München.

Gibt es Berührungspunkte zwischen dem Film und Ihrer eigenen Biographie?

Ich bin in Deutschland geboren und aufgewachsen. Meine Eltern stammen aus dem Iran, ich bin ein typisches Mittelschichtskind und in religiöser Hinsicht sehr liberal erzogen worden. Daher hatte ich keine Probleme mit der Integration in mein soziales Umfeld in Frankfurt und später dann im Allgäu. Selbstverständlich interessiere ich mich aber auch für die Heimat meiner Familie. Ich besitze einen iranischen Pass und ich spreche persisch. Meine Eltern haben den Iran nicht als politische Flüchtlinge verlassen, und sie sind immer wieder in dieses Land gereist; deshalb nehme ich den Iran nicht primär aus der Perspektive der persönlichen Betroffenheit wahr. Ich kann die Phänomene vielmehr distanziert, aufmerksam und unvoreingenommen beobachten. Mit meinem Film möchte ich gegen das undifferenzierte Schwarz-Weiß-Denken von Leuten, die noch nie in diesem Land waren, einen Kontrapunkt setzen.

Warum haben Sie sich nach dem Abschluss Ihres Politologie-Studiums an der Hochschule für Fernsehen und Film in München beworben?

Obwohl ich bereits während meines ersten Studiums einige Praktika beim Fernsehen



Sara Khoshjamal hat geschafft, was bisher noch keiner anderen Frau vor ihr gelungen ist: Die 20-Jährige ist die erste Sportlerin aus dem Iran, die sich jemals in der Geschichte des iranischen Frauensports für die Olympischen Spiele qualifizieren konnte. Ihre Disziplin ist Taekwondo. Ein großer persönlicher Erfolg für die junge Muslima und ihre Trainerin Maryam Azarmehr. Aber auch ein wichtiger Schritt für alle Frauen, die im Iran für Gleichberechtigung und mehr Freiheit kämpfen.

gemacht hatte, wollte ich das Fernsehhandwerk von der praktischen Seite her noch besser erlernen. Deshalb habe ich mich für den Studiengang Fernsehpublizistik und Dokumentarfilm eingeschrieben. Ich bin dann aber vom Journalismus ein bisschen abgekommen, weil mir bewusst wurde, dass das Genre des Dokumentarfilms – auch jenseits der Fernseharbeit – ungeheuer viele faszinierende Möglichkeiten bietet.

Wie beurteilen Sie die Hochschule für Fernsehen und Film München?

Diese Hochschule ist das Beste, was mir passiert ist. Sie ist ein so großzügiger und sicherer Ort, um sich zu entfalten, zu entwickeln und auszuprobieren – ich glaube, so etwas gibt es wirklich selten. Hier studieren zu dürfen, ist ein Glück.

Hochschule für Film und Fernsehen München

Seit Aufnahme des Produktionsbetriebes im Jahr 1968 produzieren die Studierenden der HFF im Rahmen ihres Studiums Spiel-, Dokumentar- und Werbefilme – zum Beispiel zur Erlangung ihres Vordiploms oder zum Abschluss ihres Studiums. Seit den ersten fertiggestellten Produktionen aus dem Jahr 1969 dokumentieren diese Filme nicht nur die Anfänge des Werkes eines bedeutenden Teils der deutschen Film- und Fernsehmacher, sie sind in ihrer Vielfalt auch wichtige Zeugen deutscher Zeit- und Medientgeschichte.

Sabrina Wulff, Absolventin der Hochschule für Fernsehen und Film München, wurde für ihren Dokumentarfilm „Redemption“ mit dem Kulturpreis Bayern 2009 ausgezeichnet. „Redemption“ begleitet drei junge US-Deserteure in Kanada auf dem Weg in ihre Erinnerung, in den Krieg. Er führte sie ins Ungewisse der eigenen Existenz, ins Labyrinth von

Wahrheit und Lüge, Schuld und Unschuld, Gehorsam und Ungehorsam. Aus der Vorstadttristesse, aus Perspektivlosigkeit oder naiver Bewunderung ans Militär geraten, werden sie in die Kriege in Afghanistan und dem Irak abkommandiert. Die Ereignisse dort schockieren und läutern sie, lassen sie im Fronturlaub nach legalen Wegen suchen, die Armee zu verlassen. Ohne Erfolg. Nach quälenden Monaten sehen sie nur noch eine Möglichkeit: ihrer Heimat den Rücken zu kehren und über die kanadische Grenze zu fliehen. Wulff gelingt es in ihrem Film, äußerst intensiv ein Leben im Wartezustand zu beschreiben und damit auch unsere Sicht auf die große Politik zu verändern.



BAU MEISTER FÜR BAYERN







„Bayerns Beste“ war zu Besuch im Büro Staab Architekten in Berlin Kreuzberg und sprach mit Volker Staab. Die Karriere des Baumeisters, der sich mit anspruchsvollen Bauten bald desweit einen Namen gemacht hat, begann in Nürnberg, wo er 1991 seinen ersten großen Wettbewerb gewann. Mittlerweile hat er in Bayern eine Reihe bemerkenswerter Projekte realisiert – darunter auch so ungewöhnliche wie das Servicezentrum auf der Münchner Theresienwiese, ein Gebäude, das sich möglichst unsichtbar machen will. Derzeit arbeitet das Büro am Umbau des ehemaligen Grandhotels „Alpenrose“ in Hohenschwangau, in dem ab 2011 eine Ausstellung zur Geschichte der Wittelsbacher inszeniert wird.

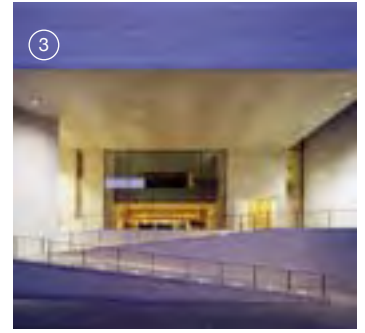
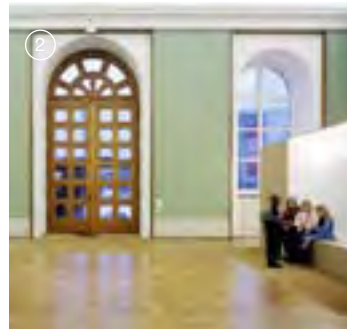
Wenn ein Architekt gleich zu Beginn seiner Selbstständigkeit den Wettbewerb für ein wichtiges Bauprojekt gewinnt, ist er auf seiner Karriereleiter in der Regel einen großen Schritt vorangekommen. So anstrengend die anschließende Planungs- und Realisierungsphase auch sein mag, der Gewinner kann Kraft und Selbstbewusstsein aus dem Wissen schöpfen, sich im Wettbewerb mit seinem Entwurf gegen die Vorschläge zahlreicher fähiger und erfahrener Kollegen durchgesetzt zu haben. Doch nicht immer läuft ein Wettbewerb idealtypisch ab. Denn nicht allein die eigene Leistung, sondern auch äußere Umstände beeinflussen häufig die Entscheidungen. Wenn man den renommierten Berliner Architekten Volker Staab danach fragt, warum er zu Beginn seiner Karriere ausgerechnet in Bayern gleich mehrere interessante Projekte realisieren konnte und damit so viel Erfolg hatte, reagiert er amüsiert: „Da hat der Zufall eine große Rolle gespielt. Glück und Pech lagen damals eng beieinander.“ Die Geschichte, die hinter dieser bescheidenen Deutung steckt, lautet folgendermaßen: „1991 hatte ich den großen Wettbewerb mit rund 150 eingereichten Arbeiten für das Neue Museum in Nürnberg sozusagen am Küchentisch gewonnen – denn zu Beginn meiner Tätigkeit als freier Architekt konnte ich mich ja noch nicht auf ein Büro mit einer größeren Anzahl von Mitarbeitern stützen. Bereits kurz nachdem das Bauvorhaben in die Planung gegangen war, wurde es – ebenso wie andere Kulturprojekte – durch den neuen Bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber gestoppt. Haushaltsengpässe stellten die Finanzierung in Frage, und es war damals nicht absehbar, ob und wenn ja wann der Bau überhaupt realisiert werden könnte. Man hatte dann aber offenbar gegenüber dem armen Wettbewerbsgewinner ein schlechtes Gewissen. Deshalb hat man mich zum Trost – als einzigen nichtbayerischen Architekten – zu einem kleinen Gutachten für die Erweiterung des Bayerischen Landtags in München eingeladen. Diesen Wettbewerb habe ich dann zum Glück auch gewonnen.“

Als Berliner Architekt durfte Volker Staab also den Bayerischen Landtag erweitern und konnte zusammen mit seinen Mitarbeitern die Planung und Realisierung in den Jahren 1993 bis 1994 tatsächlich zügig umsetzen. Grundlage des Entwurfs war eine sorgfältige Analyse des Grundrisses und der städtebaulichen Bedeutung des prachtvollen Altbaus hoch über der Isar: „Zu seiner Entstehungszeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts markierte das Maximilianeum quasi einen Endpunkt der Stadtanlage; Haidhausen war ja damals nur ein kleines Dorf. Mit den Erweiterungsflügeln im Rücken des Maximilianeums haben wir uns am Grundriss des alten Gebäudes orientiert, das als rechtwinkliges Gefüge gleichsam wie auf einem runden Teller organisiert ist.“ Die zwei L-förmigen Neubauten bilden ein kleines Pendant zur Vorderansicht und geben dem Gebäude mit ihren nach Osten gerichteten Glasfassaden nun ein modernes Gesicht zur erweiterten Stadt – in einer eigenständigen und zeitgemäßen Formensprache, die sich aber in der Wahl des Materials und der Farbigkeit auf gestalterische Elemente des Altbaus bezieht. Der Mittelrisalit des alten Maximilianeums wird gerahmt und bleibt nach außen wirksames Zentrum der Anlage. War die Realisierung dieses Projekts der Beginn einer „gelungenen preußisch-bayerischen Liaison“, die Architekturkritiker seinem Büro bis heute nachsagen? „Nun ja“, meint Volker Staab, „als gebürtiger Heidelberger bin ich ja eigentlich kein Preuße. Im Zusammenhang mit dem Erweiterungsbau hat mich der damalige Landtagspräsi-

dent jedenfalls scherzhaft – unter Verweis auf die Geschichte der Kurpfalz – ‚eingebayert‘. Und tatsächlich gehörte ich fortan zu einem Kreis von Architekten, den man in München bei bestimmten Aufgaben zu Rate zog.“ Als Spezialist für sensible Lösungen im Zusammenhang mit historischer Bausubstanz vermochte Volker Staab am exponierten Standort des Maximilianeums ein Jahrzehnt später erneut zu überzeugen. Im Jahr 2000 wurde das Büro Staab Architekten zum Wettbewerb für die Neugestaltung des Plenarsaals des Landtags eingeladen, mit einem ersten Preis ausgezeichnet und schließlich – nach einem komplizierten Entscheidungsverfahren – mit der Ausführung beauftragt. Volker Staab und seine Mitarbeiter lösten die schwierige Aufgabe, einen schmalen, fensterlosen Raum in einen transparenten, freundlichen Sitzungssaal zu verwandeln, indem sie eine Raumschale aus Holz und textilen Oberflächen schufen, die sie im oberen Bereich durch eine zweite Schale aus satiniertem Glas überwölbten.

Bis heute erkämpfen sich Volker Staab und sein Partner Alfred Nieuwenhuizen, der seit 1996 im Büro Staab Architekten mitarbeitet, zusammen mit einem Team erprobter Mitarbeiter viele Bauaufträge über die erfolgreiche Teilnahme an Wettbewerben. „Wir beteiligen uns gern an Wettbewerben mit einer spezifischen Aufgabenstellung. Es liegt mir, mich auf komplexe Randbedingungen einzulassen und daraus etwas zu entwickeln. Wir versuchen bei unseren Entwürfen immer, die Grammatik eines Ortes zu begreifen. Unsere Bauten sollen nicht wie Ufos aussehen, die ganz zufällig irgendwo gelandet sind.“ Eine überzeugende Demonstration dieser Baugesinnung stellt das Neue Museum in Nürnberg dar, das Volker Staab in den späten 90er-Jahren dann doch realisieren konnte. Das Ausstellungsgebäude für internationale Gegenwartskunst wurde mitten in einem Altstadtblock in einer Art Hinterhof errichtet. Die Ambivalenz des Entwurfs entspricht den Zielsetzungen des Architekten: Das Museum fügt sich einerseits in den historischen Stadtgrundriss ein, passt sich an den Blockrändern an die bestehenden Gebäudestrukturen an und integriert den erhaltenswerten Teil eines denkmalgeschützten Altbaus. Andererseits bekennt es sich mutig zur architektonischen Formensprache des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Bei seinem Entwurf orientierte sich Volker Staab an der Idee eines Schnitts durch den Altstadtblock; eines Schnitts, der die zeitgenössische Formensprache und den Inhalt des Gebäudes sichtbar macht. Ein schmaler Durchgang führt von der Luitpoldstraße zu einem im Innern des Blocks gelegenen öffentlichen Platz. Hier öffnet sich das Museum in einer langen, konkav geschwungenen Glasfassade – einem beeindruckenden Schaufenster, das den Blick in die schräg angeschnittenen Ausstellungsräume und auf die dort präsentierten Kunstwerke freigibt.

Nach seiner Eröffnung 1999 gewann das Museum sehr schnell nicht nur die Anerkennung internationaler Architekturfachleute, sondern auch die Sympathien der einheimischen Bevölkerung. Das war durchaus bemerkenswert, denn die Akzeptanz für zeitgenössische Architektur im Bereich der Altstadt war in den 90er-Jahren eher gering. Viele Bürger wollten das ‚historische‘ Bild der Stadt verteidigen, und dieses verpflichtete die Architekten der Gegenwart zu einem biedereren kleinteiligen Bauen in rotem Sandstein. Ein Projekt des renommierten Architekten Helmut Jahn wurde zum Anlass für den ersten und einzigen Bürgerentscheid in Nürnberg. Dieser stoppte 1996



- 1_Maximilianeum, München
- 2_Eingang Pinakothek, München
- 3_Museum Georg Schäfer, Schweinfurt
- 4_Servicezentrum auf der Theresienwiese, München
- 5_Neues Museum, Nürnberg
- 6_Bürogebäude Erlangen

das Bauvorhaben für eine Einkaufspassage, die viele Nürnberger für überdimensioniert hielten und deren Baugestalt Lästermäuler an eine „aufgeplatzte Bratwurst“ erinnerte. „Wir konnten damals sozusagen im Windschatten dieses heftig umstrittenen Bauvorhabens agieren“, erinnert sich Volker Staab. „Unser Museum ist in einem Viertel der Altstadt gebaut worden, das man als Schmutzdecke nicht so stark beachtet hat. Bei der Einweihung des Gebäudes stellte die Öffentlichkeit dann überrascht fest, dass da eben plötzlich doch ein ganz modernes Haus in der Altstadt entstanden war.“ Das Neue Museum habe das Verständnis für den Beitrag der zeitgenössischen Architektur zur Entwicklung der Stadt sicherlich befördert – was sich nicht zuletzt auch bei seinen aktuellen Planungen zur Bebauung des Augustinerhof-Geländes im Herzen der Altstadt positiv bemerkbar mache. In Abgrenzung zu Architekten, die ihre eigene Formensprache bewusst zelebrieren, ist Volker Staab stolz darauf, dass seine Bauten nicht bereits auf den ersten Blick eine eindeutige Handschrift erkennen lassen. So spricht zum Beispiel das Museum Georg Schäfer in Schweinfurt, das nahezu zeitgleich mit dem Nürnberger Museum eröffnet wurde und ebenfalls von Anfang großen Anklang fand, eine ganz eigenständige Sprache. In seiner Außenansicht setzt das Museum als kraftvoller, geometrisch-skulpturaler Monolith an prominenter Stelle zwischen Rathaus und Mainbrücke einen markanten Kontrapunkt zur Kleinteiligkeit der Altstadtbebauung. Jedes Gebäude von

Volker Staab überzeugt durch seinen eigenen Ausdruck, durch unkonventionelle Räume und jeweils neue, überraschende Details. Bei aller Raffinesse in der Anordnung und Gliederung der Bauteile zeichnen sich die Entwürfe stets durch ihre Tendenz zu Klarheit und Schlichtheit, zur Reduktion aufs Wesentliche und zu absoluter Sorgfalt im Umgang mit den Materialien wie Beton, Glas und Holz aus. „Ich mag zeitgenössische Architektur, in der Aufwand und Resultat in einem nachvollziehbaren Verhältnis stehen. Auf der Suche nach Identität konkurrieren viele Städte um mediale Aufmerksamkeit und versuchen deshalb, in der zeitgenössischen Architektur immer zeichenhaftere Zeichen zu setzen. Dabei stellt sich dann allerdings die Frage, wie lange diese Zeichen tragen. Ich glaube, dass ein Großteil der heutigen Architektur viel weniger spektakulär sein muss. Die Erfahrungen, die Menschen mit und in Gebäuden machen, halte ich für wichtiger. Vielleicht sind sie nicht spektakulär, aber für den Einzelnen, der ein Gebäude, eine Stadt oder ein Quartier benutzt oder bewohnt, bestimmen sie einen wesentlichen Teil des Alltags. Darin sehe ich einen interessanten und wichtigen Teil meiner Verantwortung als Architekt. Wenn es gelingt, mit Architektur eine Wahrnehmungsebene für Menschen zu erschließen, die jenseits von Bildern oder von Medien da ist, wenn man es also schafft, Menschen mit architektonischen Mitteln zu berühren, ist das das Beste, was man erreichen kann.“

Zur Person

Volker Staab wurde 1957 in Heidelberg geboren. Von 1977 bis 1983 studierte er an der ETH Zürich. 1985 bis 1990 war er als freier Mitarbeiter im Büro Bangert, Jansen, Scholz und Schultes in Berlin beschäftigt. Seit 1991 ist Volker Staab als freiberuflicher Architekt in Berlin tätig. Seit 1996 führt er zusammen mit dem Architekten Alfred Nieuwenhuizen ein gemeinsames Büro. 2002 bis 2004 übernahm Volker Staab eine Gastprofessur an der Technischen Universität Berlin, 2005 bis 2007 war er als Gastprofessor an der FH Münster engagiert. 2008 bis 2009 folgte eine Lehrtätigkeit an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart. 2005 wurde Staab zum Mitglied der Akademie der Künste in Berlin berufen. 2008 erhielt er das Bundesverdienstkreuz am Bande.





Ein Gespräch mit dem Bayerischen Staatsminister Dr. Wolfgang Heubisch über Kreativität als Motor von Wissenschaft, Kultur und Wirtschaft.

DIE RENDITE DER KULTUR



Herr Staatsminister, wie beurteilen Sie die aktuelle und künftige Situation von Wissenschaft und Kultur in Bayern? Machen Ihnen die möglichen Auswirkungen der Finanzkrise Sorgen?

Die Ausübung meines Amtes als Staatsminister, der für die Förderung der Wissenschaft, der Forschung und der Kunst in Bayern zuständig ist, macht mir nach wie vor viel Freude. Natürlich schafft der Sparzwang, unter dem der Bund, die Länder und Kommunen infolge der Bewältigung der Finanzkrise stehen, für die öffentlichen Haushalte eine völlig neue Situation. Kein Ministerium des Bundes und der Länder wird in den kommenden Jahren davon verschont bleiben, seinen Finanzbedarf radikal zu hinterfragen, für jeden Sektor genau zu legitimieren und eventuell in einzelnen Bereichen zu reduzieren. Ich bin aber zuversichtlich, dass mein Ministerium weiterhin genügend Gestaltungsspielraum behält. Erfreulicherweise beruht die Förderung von Bildung und Wissenschaft, von Kunst und Kultur in Bayern ja auf dem starken Fundament eines breiten gesellschaftlichen Konsenses. Der Doppelhaushalt 2009/2010, der eine Steigerungsrate von 5,3 Prozent

aufweist, schafft eine solide finanzielle Basis zur Stärkung des Wissenschafts- und Wirtschaftsstandorts Bayern in einem global härter werdenden Wettbewerb und steigert die Attraktivität Bayerns für Wissenschaftler und Forscher. Diese Entwicklung muss auch künftig unterstützt werden. Kunst und Kultur haben in Bayern ebenfalls ihren festen Platz und erhalten dementsprechend intensive Förderung. Ich bin übrigens sehr dankbar dafür, dass sich auch private Unternehmen – wie das Beispiel von E.ON Bayern eindrucksvoll zeigt – in wirtschaftlich schwierigeren Zeiten weiterhin zu ihrem gesellschaftlichen und kulturellen Engagement bekennen.

Welcher öffentliche Auftritt hat Ihnen in der letzten Zeit besonderes Vergnügen bereitet?

Da könnte ich eine ganze Reihe von Veranstaltungen aufzählen. In guter Erinnerung habe ich zum Beispiel den fröhlichen Bayerischen Abend, den mein Ministerium aus Anlass der diesjährigen Nobelpreisträgertagung in Lindau ausgerichtet hat. Diese alljährlich stattfindende Tagung, auf der junge Forscher aus aller Welt mit berühmten Wissenschaftlern in einer offenen und

zwanglosen Atmosphäre ins Gespräch kommen, hat zweifellos einen ganz besonderen Charme. Auf einer Podiumsdiskussion in Lindau hat der amerikanische Wissenschaftler Oliver Smithies, der 2007 den Nobelpreis für Medizin erhielt, übrigens etwas sehr Interessantes gesagt: Als Wissenschaftler müsse man nicht nur und nicht immer hart arbeiten. Viel wichtiger sei, möglichst oft intensiv zu spielen. Diese Aussage halte ich insofern für sehr bemerkenswert, als sie ein Moment anspricht, das für Wissenschaft und Kunst gleichermaßen von zentraler Bedeutung ist: das Moment der Kreativität. Als Minister beschäufte ich mich ja sehr häufig mit der Frage: Wie können wir das kreative Wachstumspotenzial unserer Gesellschaft in und für die Kultur, die Wissenschaft und Wirtschaft voll ausschöpfen?

Viele Menschen gebrauchen das Wort „kreativ“ eher in einem abwertenden Sinne. Zu Unrecht?

Allerdings. Um auf den Ausspruch des Nobelpreisträgers Oliver Smithies, eines genialen Tüftlers, zurückzukommen: Spiel ist Experiment und Freiraum. Bereits Friedrich

Schiller hat das Spielen als menschliche Kulturtätigkeit beschrieben, in der der Mensch seine Fähigkeiten entdeckt und umfassend entwickelt. Um unsere Welt mit neuen Augen zu sehen, um mutige Antworten auf die globalen Fragen unserer Zeit zu finden, um ungewöhnliche Ideen, Innovationen und Erfindungen hervorzubringen, müssen die Menschen – auf der Grundlage profunder Kenntnisse und Kompetenzen – heute mehr denn je ihre Fähigkeit zu schöpferischem Denken mobilisieren. Es wird zurzeit viel vom Prozess einer Transformation von der Industrie- zur Wissensgesellschaft gesprochen. In diesem Prozess, in dem sich sowohl die Vereinigten Staaten von Amerika als auch die europäischen Länder befinden, erweist sich Kreativität als ein ganz wichtiger Motor der Wirtschaft im 21. Jahrhundert.

Inwiefern gilt die Betonung der ökonomischen Relevanz nicht nur für die Wissenschaften, sondern auch für den Bereich von Kunst und Kultur?

Als Minister, der für die Förderung der Kunst in Bayern verantwortlich ist, steht für mich der ökonomische Nutzen der Kultur nicht im Vordergrund. Die Kunst ist frei und ein Wert an sich. Kunst und Kultur sind kein Luxus, sondern Lebenselixier unserer Gesellschaft. Gleichwohl ist es durchaus angebracht zu betonen, dass die Kulturschaffenden mittelbar und unmittelbar auch zum wirtschaftlichen Wohlstand unserer Gesellschaft beitragen. Künstlerische Kreativität findet heute ihren Weg in viele Bereiche der Ökonomie und des Alltags. Neuerdings richtet sich die öffentliche Aufmerksamkeit verstärkt auf die sogenannte Kultur- und Kreativwirtschaft. Bereits seit einigen Jahren findet dieser Wirtschaftszweig Anerkennung als Motor der Stadtentwicklung. Denn man weiß: Es sind nicht zuletzt die Akteure aus Kunst und Kultur, die Städte zukunftsfähig und attraktiv halten; sie sorgen für Zuzug und laden zum Verbleib ein. Zudem erkennen und anerkennen Politiker mittlerweile allerdings auch immer mehr, dass die Kultur nicht nur ein ‚weicher‘ Standortfaktor ist, sondern dass in der Kultur- und Kreativwirtschaft ganz hart Geld umgesetzt und verdient wird. Kaum ein Wirtschaftssektor kommt heute ja noch ohne den Beitrag der Kreativwirtschaft – zum Beispiel Produkt- und Kommunikationsdesign, digitale Mediengestaltung und Werbung – aus. Durch unternehmensnahe Dienstleistungen verschafft eine

starke Kreativbranche vielen Wirtschaftsunternehmen Wettbewerbsvorteile. Wenn man bedenkt, dass die Akteure dieser Branche häufig die Impulse von Malern, Musikern, Theaterleuten und Schriftstellern aufgreifen und verarbeiten, erkennt man, wie eng kulturelle Aktivitäten und wirtschaftliche Prosperität in unserer heutigen Gesellschaft zusammenhängen.

Lässt sich das ökonomische Gewicht der Kultur- und Kreativwirtschaft ganz konkret belegen?

Ja. Und diese Zahlen sind einigermaßen erstaunlich. Im Jahr 2008 lag die Kultur- und Kreativwirtschaft im Vergleich zu den wichtigsten deutschen Wirtschaftsbranchen mit einem Wertschöpfungsanteil von 2,6 Prozent am Bruttoinlandsprodukt ungefähr zwischen der Chemischen Industrie (2,1 Prozent) und der Automobilindustrie (3,1 Prozent) und damit auf Augenhöhe mit diesen Branchen. Etwa eine Million Erwerbstätige, darunter 763.000 sozialversicherungspflichtig Beschäftigte, erwirtschafteten einen Umsatz von 132 Mrd. Euro. 2009 ist der Umsatz um rund 3,5 Prozent gesunken; ein krisenbedingter Rückgang, der allerdings deutlich geringer ausfiel als in der Gesamtwirtschaft. Man sieht: Die Förderung von Kunst und Kultur – sowohl in den freien, als auch in den angewandten Bereichen – ist letztlich auch ein Gebot wirtschaftlicher Vernunft. Es muss darum gehen, die kreativen Fähigkeiten der Menschen zu mobilisieren und weitere Kreative von überall her anzuziehen.

Hier ergibt sich aus Sicht der Politik aktueller Handlungsbedarf. Denn dort, wo die Akteure aus Kunst und Kultur mit ihren Produkten und Dienstleistungen nachfrageorientiert arbeiten, benötigen und verdienen sie aktive Förderung. Als wichtiger wirtschaftlicher Faktor brauchen sie Selbstbewusstsein und Know-how, um sich am Markt erfolgreich zu präsentieren. Gerade die in Klein- und Kleinstbetrieben Beschäftigten sind auf Arbeits- und Lebensbedingungen angewiesen, die den Zugang zu betriebswirtschaftlichem Sachverstand, zu Netzwerken, zu einem offenen und inspirierenden Umfeld und zu einer gemeinsamen Außendarstellung einschließen.

Um hier eine wirkungsvolle Hilfe zu bieten, hat das Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie im vergangenen Jahr das Kompetenzzentrum Kultur- und Kreativwirtschaft eingerichtet. 2010 wurden und werden in den einzelnen Bundesländern

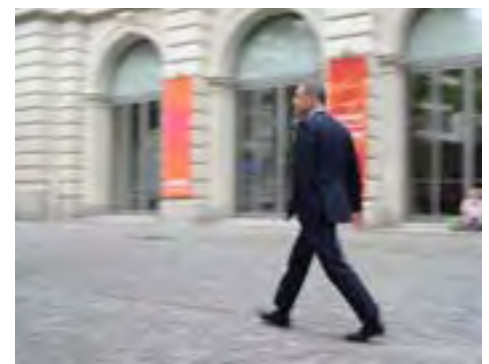
Regionalbüros eröffnet, um den Kulturschaffenden und Kreativen den Weg zu bestehenden Service-, Beratungs- und Förderangeboten zu weisen und insbesondere jungen Gründern und Talenten Business-Know-how an die Hand zu geben. Auch in Bayern haben diese Regionalbüros mittlerweile ihre Arbeit aufgenommen.

Kreative lassen sich gerne durch ein Umfeld inspirieren, in dem das Offene, Unfertige, sich Wandelnde unserer Gesellschaft spürbar ist. Ist Bayern für diese Branche möglicherweise zu schön, zu gemütlich und zu traditionsbewusst?

Keineswegs. Bayern ist ein hervorragender Standort für kreative Berufe. Menschen, die in diesen Berufen arbeiten, suchen ja ein inspirierendes Umfeld abseits von Normalität und Langeweile. Sie brauchen für ihre Arbeit starke Impulse aus einem reichen und vielfältigen kulturellen Angebot. Und sie sind natürlich auf die Nachfrage potenter Wirtschaftsunternehmen angewiesen, die ihre Dienstleistungen als Mittel der Wertschöpfung nutzen.

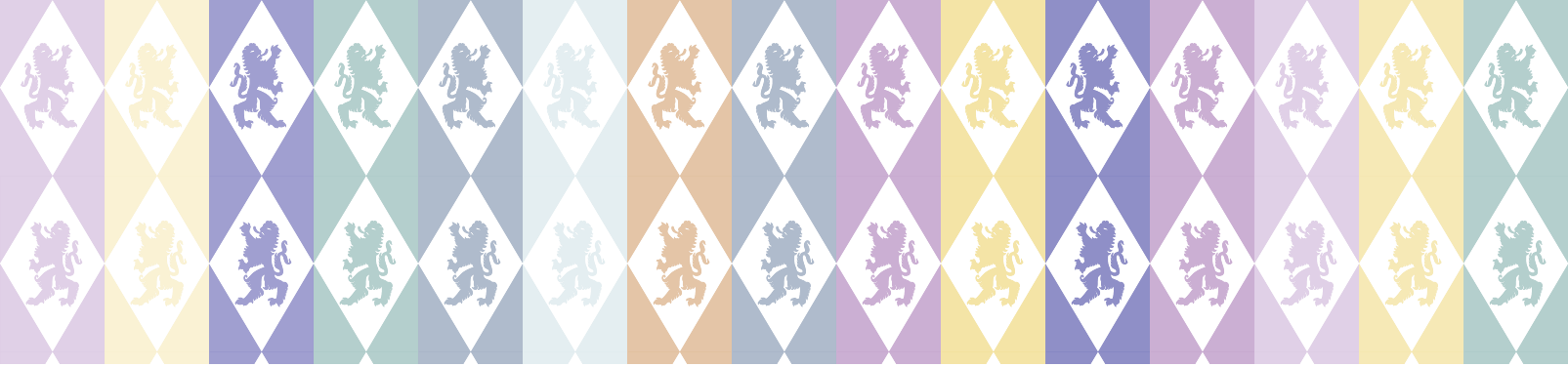
Innovationen und wirtschaftliches Wachstum entstehen bekanntlich vor allem dort, wo ein vitales kulturelles Umfeld geschaffen wird. Im Wettbewerb um kreative Köpfe kann Bayern mit seinen wirtschaftlichen und kulturellen Stärken punkten. Und natürlich sind Kreative nicht nur für den rauen Charme von Industriekultur, wie man sie vor allem im Ruhrgebiet findet, sondern auch für die Schönheit von Landschaften, Architekturen und städtischen Ensembles empfänglich. Und mit dieser Schönheit ist unser Land nun einmal besonders reich gesegnet.

In Bayern verbindet sich Neues und Altes, Innovatives und Traditionelles auf besondere Weise. Kreative Menschen sind ja sehr mobil und kommen überall in der Welt herum. Gerade deshalb übt die identitätsstiftende Kraft unserer Kultur und unserer bayerischen Lebensart auf diese Menschen häufig eine große Anziehungskraft aus.





Nobelpreis für



Edition

03

2010

www.eon-bayern.com

www.stmwfk.bayern.de/aviso

